L VII. 95. b.

Hyg. a 100/2.

Der unterhaltende Arzt

über

Gesundheitspflege, Schönheit, Medicinalwesen, Religion und Sitten.

von

D. Johann Clemens Tode,
Königl. Hofmedikus und Professor an der Universität zu Kopenhagen.

Drittes Bändchen.

BIBLIOTHECA UNIVERSITATIS BASENEFFGENSIS.

Seme les verités, fut-ce en un sol aride.
DORAT.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Faber und Nitschke, 1786.

AN EPISTLE

TO

MUSÆUS.

EMBOLDEN'D I now tune the lay again,
To offer Thancks and Praiſe in foreign ſtrain,
Both the pure tribute of two grateful hearts,
That never knew the flatt'rer's wily arts.

SMILE-BREEDING Sage, MUSAEUS, mayſt thou hear
The young intruders with a parent's ear!
Mayſt thou the fondly doating bard excuſe,
Who to his darlings lent the language-changing Muſe.

My pride, my bleſſing is a daughter fair,
Adorn'd with roſy cheek and nut-brown hair.
The ſofter virtues and their guardian, Senſe,
Are her companions; ſpotleſs Innocence

And

And genuine Goodneſs ſhine through all her looks;
Her pleaſur's work: her paſſion, uſeful books:
Her fav'rite PHILOTECHNOS. — Then a boy,
Jn whom good-natur'd wit and genial joy,
And heart-felt tunes, and rhiming flights preſage
(A father's dream!) a CLAUDIUS of his age.

WHILST Agnes's nimble fingers thin the thread,
She hears, enraptur'd, ſprightly Did'rick read.
Like bees, they fly to moral banks and bowers,
And ſuck the eſſence of the fragrant flowers.

THEY alſo ſipp'd the nectar of thy tales,
And, bore away by fancy's pow'rful gales,
Through ages paſt to ev'ry ſcene they ſtray'd.
Beheld each knight and kiſſ'd each lovely maid.
They ventur'd tip-toe to the dreary hills,
Where Rübenzahl the plain with terror fills.
They hear him: deadly cold creeps on the ſoul,
And Agnes's foot forgets the wheel to roll;
But when they find the ſightleſs gnome is gone,

His

His tricks are play'd, his charming wonders done,
Ecſtatic pleaſure melts their frozen blood,
And Did'rick aſks: „Can Devils, then, be good?
„They tell us, no." — Says ſhe: „You little fool,
„There are exceptions, ſure, to ev'ry rule:
„And doing good is ſuch a heav'nly feaſt,
„Which ev'n a Devil, tho' by ſtealth, will taſte."

The ſpendthrifts follies they indignant hear;
Yet, when he's ruin'd he muſt have a tear.
They pity gentle Metta's hopeleſs love;
But of her conſtancy they much approve:
Nay, let her rather ſpin and ſtarve, than take
That wealthy brewer for his money's ſake.
Yet from analogy they ſhrewdly gueſs,
So ſweet a tale won't leave her in diſtreſs.
But how they tremble, when the cruel hoſt
Betrays poor Melchior to the ſhaving ghoſt!
How anxiously they long to ſee that friend,
The diſenchanted barber vow'd to ſend!
How charmingly ſurpriz'd at laſt they ſee,
That honeſt, dreaming Wooden-leg is he!

The bliſsful tales run through, in raptures loſt,
They now diſpute, which of them pleaſed moſt,

Then with a Critic's eye them all review,
And find one grievous fault: — there are
too few!

Says little Did'rick: „Jf J were a king,
„Believe me, J would do a glorious thing.
„Th'ingenious author of our ſweet delight
„J ſtrait ſhould make, at leaſt, a garter'd
knight.
„With thouſand crowns each ſtory J would
pay;
„But then he ſhould give one for ev'ry vacant
day."

„And J," quoth ſhe, „had J but for an
hour
„Libuſſa's beauty and her mother's pow'r,
„To Weymar J would ſpeed o'er hills and
dales,
„To ſee him, to reward him for his tales:
„For each, we've read, a glowing kiſs, and
then
„For each, he'll give us yet, a gold-beſtowing
hen."

Inhalt.

Vereitelte Ahndung. Seite 1
Entdeckter Betrug. 7
Von den politisch medicinischen Einschränkungen der Ehe. 9
Ein Wort von dem Wort Faulfieber. 27
Von verschluckten Kernen von Kirschen und andern Früchten. 35
Etwas von Schnürleibern. 39
Ein paar Worte vom Weintrinken. 55
Etwas zur Abwechslung. 65
Vom Herzen und der Natur, und dazwischen von Herzenskündigern u. Satyrikern. 81
Von einem riechbaren Athem. 96
Schreiben eines Hypochondristen. 104
Ist es gesund Eis zu essen. 115
Gefahr des unvorsichtigen Gebrauchs des Kampfergeistes. 121
Warme Köpfe und kalte Füße. 123

Inhalt.

Seite

Von der Tödtlichkeit der gewaltsamen Verletzungen. 139

Etwas vom Küssen. 148

Ein anderer kleiner Versuch in französischen Versen, auf Veranlassung der zu Kopenhagen aufgeführten Oper Orpheus und Eurydice, die der Hr. Kapellmeister Naumann in Musik gesetzt hat. 154

Sobald du satt bist, auf vom Tisch. 156

Bitte und Vermahnung, zum besten der bettlägerigen Fieberkranken. 166

Etwas merkwürdiges bey zwo verschiedenen Krankheiten. 177

Von der Erleuchtung der Zimmer. 189

Auch ein Wörtlein vom gemeinschaftlichen Kelch. 197

Neues bequemes Mittel, Gewächse zu vertilgen. 205

Vom diätetischen Spatzieren. 206

Ver.

Vereitelte Ahndung.

Man liest genug von der Gewalt der Einbildungskraft, und von Beyspielen, daß dadurch Ahndungen und Träume, die ein nahe bevorstehendes Ende ankündigten, in der That tödtlich geworden sind. Desto schlimmer, wenn praktische Aerzte so etwas annehmen, und nicht, wie sie wohl in andern Fällen thun, den Gift zur Arztney machen. Kann die Imagination sich von einem Schreckbilde in die gefährlichste Bewegung setzen lassen; so muß ein gescheidter Arzt sie auch gebrauchen können, ihre eignen bösen Wirkungen zu vereiteln. Mich wundert, daß man so sehr selten von Aerzten hört, die dem einen Trug den andern entgegen gesetzt haben. Vernunftgründe wollen es nicht thun: der Verstand läßt sich in einer solchen Empörung nicht überzeugen; man muß ihn überlisten.

Ich bin einmal so glücklich gewesen, einem Traum von der schreckendsten Art durch erlaubten Betrug ein Démenti zu geben, das heißt auf gut Deutsch: ihn zum Lügner zu machen. Was ich that, das kann ein Jeder thun: und vielleicht

findet einer von meinen Lesern Gelegenheit, es mir nachzumachen. Wenigstens dient diese Begebenheit mit zum Beweise, daß ein praktischer Arzt manchmal mehr Nutzen von einem Bischen Mutterwitz, als von aller Gelehrsamkeit hat.

Vor einigen Jahren ward ich zu Herrn C—n, einem jungen Gelehrten gerufen, der immer etwas tiefsinnig gewesen, izt aber in wahrer Todesangst war.

Die vorhergehende Nacht, gegen Morgen, in einer Stunde, worinn, wie man meint, die Erscheinungen in der Zirbeldrüse nicht mehr aus dem Magen aufsteigen, sondern die Seele schon zur Wahrnehmung übernatürlicher Zeichen wach genug ist, hatte er einen Traum gehabt, dem nichts fehlte, was eine übernatürliche Ankündigung karakterisiren kann. Seine selige Mutter war, in einer ganzen Gesellschaft von verstorbenen Befreundeten, ihm erschienen, und hatte ihm angesagt, daß er den folgenden Nachmittag vor drey Uhr bey ihr seyn würde. Darauf war er erwacht, und hatte, wie man sich vorstellen kann, nicht wieder einschlafen können.

Ob gleich seine Seele gar nicht sonderlich von den Freuden des Lebens eingenommen war; wovon er in der That auch nicht viele geschmeckt hatte; so empörten sich doch alle seine Gefühle wider den Tod. Er war in unaussprechlicher Angst. Der Eindruck, den das Traumgesicht

auf

auf sein Gemüth gemacht hatte, war durch keinen Vernunftgrund zu schwächen: und an Zerstreuung war gar nicht zu denken. Jeden Augenblick sah er nach der Uhr: und so wie der Zeiger an dieser fortschritt, nahm auch der Todesschrekken bey ihm zu.

Man hatte einen Wundarzt rufen lassen, um ihm eine Ader zu öfnen. Das war nun freylich sehr vernünftig. Aber unglücklicher Weise war es einer von den ungeschicktesten und windigsten. Er traf die Ader nicht, und versicherte, das Blut müßte schon durch das heftige Pathemi Amini ganz koaluirt seyn.

Wenn das Blut nicht mehr aus einer vermeintlich geöfneten Ader fließen, oder ein Blasenpflaster nicht mehr ziehen will; so hält der Laye in der Arzneywissenschaft nur gar zu gerne dafür, daß die Lebenskraft im Menschen schon erschöpft und keine Hofnung mehr übrig ist. Die Geschicklichkeit des Aderlassers, die gehörige Zubereitung des Blasenpflasters erst ein wenig in Zweifel zu ziehen, das fällt den wenigsten ein. Kein Wunder also, daß die Angehörigen meines Kranken die Erfüllung des Traums befürchteten, und daß er selbst davon völlig überzeugt ward. Er bereitete sich demnach mit Ernst zum Tode, wiewohl nicht ohne den sichtbarsten Kampf zwischen der Ergebung und der Lust zum Leben, die bey einem

jeden, der mit gesunden Herzen sterben soll, so stark ist.

Es war nun der recht kritische Augenblick, drey Uhr, vor der Thür, als man zu mir schickte. Ich hörte von dem Boten, was vorgegangen war, unterrichtete ihn, wie er sich zu verhalten hätte, und stellte meine Uhr auf einige Minuten nach drey.

Als ich zu dem Kranken, oder besser zu sagen, zu dem Kandidaten des Todes kam, ließ ich mich gar nichts davon merken, daß ich von seinem Traum wußte, sondern bat ihn, mir das gehabte Gesicht mit allen Episoden fein ausführlich zu erzählen, wovon er auch nichts wegließ.

Ich frug sodann, ob er sich nicht in der Stunde geirret hätte: ob er gewiß wüßte, daß die Rede von drey Uhr gewesen wäre. — O ja, das wäre nur gar zu sicher; ihm wäre, als wenn er noch diesen Augenblick die Worte hörte: „Diesen Nachmittag, vor drey Uhr, sehen wir uns, mein Sohn."

„Wenn das ist," sprach ich, „so wird für diesmal nichts aus der Zusammenkunft: denn es hat drey Uhr geschlagen; es ist schon 10 Minuten darüber."

Der Verzweifelnde ward augenscheinlich erschüttert, wandte aber ein, daß ich mich irrete, daß es leider noch nicht drey wäre, wie die Stubenuhr besagte.

Ich

Ich blieb dabey, daß es schon drey geschlagen, und daß die Stubenuhr unrichtig gienge, folglich für einen Rathschluß des Himmels gänzlich inconsequent wäre; meine Taschenuhr hätte ich denselben Mittag noch nach der Flagge auf der Sternwarte gestellt, und nach dieser würden sich ohne allen Zweifel die übernatürlich angekündigten Begebenheiten mehr richten, als nach dem schwerfälligen Leichenträgergange seiner Stubenuhr.

Ich rief zugleich den Boten zum Zeugen, daß es in der Stadt schon drey geschlagen. Das betheuerte nun der, und setzte einen kleinen Trumpf darauf, er hätte die Rathhausglocke, deren Richtigkeit noch kein Mensch bezweifelt hätte, deutlich schlagen hören, als wir über den Amagermarkt gegangen wären.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Revolution in Leib und Seele dieser trostreiche Widerspruch bewirkte. Zwar wollte er eine Zeitlang behaupten, des verstrichenen Termins ungeachtet könnte der Traum doch noch erfüllt werden. Aber die Natur behauptete auch ihr Recht; die Liebe zum Leben gewann die Oberhand; er bestritt meine Gründe mit dem Feuer eines Mädchens, das dem geliebten Anbeter den ersten Kuß versagt.

Es wäre ganz natürlich gewesen, wenn die lebhafte Vorstellung, daß er vor drey Uhr sterben sollte, die sich aller seiner Sinne so gänzlich bemeistert, und seine Lebensbewegungen in die äußerste Unordnung gesetzt hatte, den Traum wirklich in

Erfüllung gebracht hätte. Da aber diese Idee in ihrem Grunde erschüttert ward, indem ich ihm einen Zweifelsgrund zeigte, auf welchen noch Niemand hatte denken können, der ihm also auffallen, ihn auf eine angenehme Art überraschen mußte: und da er sich dadurch in ein Disputiren über Stubenuhren und Taschenuhren, Sternwarten und Rathhausglocken, hinreissen ließ, ward Zeit gewonnen: und das alte Sprüchwort, Zeit gewonnen, alles gewonnen, ward auch hier wahr. Die arme geängstigte Seele konnte der Hofnung einen Augenblick Gehör geben: und darüber verfloß die gefürchtete Stunde auch auf der Stubenuhr.

Eine reichliche Aderlässe bis zur Ohnmacht, und das saure wesentliche Weinsteinsalz thaten das Uebrige, die Frau Mutter um ihren Kredit zu bringen.

Vielleicht wäre der Kranke auch ohne meine kleine List am Leben geblieben; aber das ist doch immer gewiß, daß der Einfall Dienste that, wenigstens mehr als alles andre Zureden. Und alles was bey Kranken nützlich ist, ohne eigentlich Arztney, das heißt Apothekerwaare zu seyn, steht in meiner Materia medica oben an.

Wer nichts ausrichten kann, ohne die Gemeinörter der Kunst zu brauchen; wer verlegen ist, wenn er nicht seine Mixtur, seine Pillen, seinen Schnepper, seine Blutigel bey der Hand hat, der

der erniedrigt die Arztneywissenschaft zum Handwerk. Denn was ist der Meister Schuster, wenn man ihm seinen Ahl, und sein Amputationsmesser, und seinen Pechdrat nimmt.

Es geht manchem Arzt mit seiner Emulsion, wie dem berühmten Sänger A— mit seiner Stimme. Als dieses Kehlgenie noch zu Kopenhagen war, gieng ich einmal zu ihm wegen eines Hustens. Er legte mir die Wichtigkeit des Falles mit folgendem bescheidenen Grunde ans Herz: Quando A— hà la sua voce, A— è un gran uomo; mà, quando non hà più la sua voce, A— non è niente.

Entdeckter Betrug.

Vor einigen Monaten machte hier in Kopenhagen eine kranke Dienstmagd viel Aufsehen. Sie gab allerley wunderbare Zufälle vor, stellte sich an als wenn sie starke Krämpfe hätte, womit sie auch verschiedene Personen, und sogar einen promovirten Arzt auf eine unbegreifliche Art betrog, obgleich diese Krämpfe sehr pfuschermäßig gemacht wurden.

Vornehmlich aber behauptete sie, daß sie Erscheinungen hätte. Ein alter Mann von etwas mehr als tausend Jahren besuchte sie, allen andern Sterblichen unsichtbar, klopfte ihr die Wan-

gen, (sie ist eine hübsche Brunette) und ließ seine eiskalten Hände in den ihrigen erwärmen. Viel Zärtliches ward in Gegenwart der Neugierigen zwischen diesen beiden Liebenden geredet. Versteht sich, man hörte nur das nußbraune Mädgen sprechen: die Stimme des Alten war uns eben so unhörbar, als seine kalte Person unfühlbar.

Allemal, wenn der Geist nöthig fand, die Ungläubigen von seinem Daseyn zu überzeugen, klopfte er an einem Bettpfosten, doch immer zu den Füßen der Kranken. Ein anderer Arzt, der sich ihrer beiden untern Extremitäten versicherte, setzte den Alten außer Stand, zu pochen.

Endlich überrumpelten drey Aerzte, wovon ich einer war, diese Geisterseherinn und brachten sie dahin, daß sie gestand, es wäre eitel Betrug. Das Klopfen thäte sie selbst mittelst eines kleinen Arztneyglases mit weiter Mündung, das sie im Bette zwischen den Schenkeln liegen hatte, und so zu drehen wußte, daß sie es auf die große Zehe brachte, wie eine Art von Fingerhut, womit sie denn pochte. Sie machte das Manövre in unserer Gegenwart.

Die Obrigkeit ließ sie darauf in ein Krankenhaus bringen, und der ganze Handel wird noch immer auf das ernstlichste untersucht.

Von

Von den politischmedicinischen Einschränkungen der Ehen.

Wenn man das Heirathen und die Ehe von der politischen Seite, das heißt als einen großen Staatsbürger-Erzielungs-Proceß, als das privilegirte Volksvermehrungs-Mittel, betrachtet, und sich denn ganz in die Seele eines Politikers hineinsetzt; so mögte man schier wünschen, daß nur solchen Individuen, als zu gedachter Volksvermehrung und Staatsbürger-Erzielung vorzüglich geschickt sind und von welchen man sich Produkte von gehöriger Bonität versprechen kann, verstattet würde, in den heiligen und politischnützlichen Stand der Ehe zu treten, und daß eine jede höchste Obrigkeit die ernstlichsten Anstalten vorkehren mögte, allem Unterschleif in diesem Fache nachdrücklich vorzubeugen, folglich auch von ihrem Begnadigungs- und Dispensations-Rechte allemal, wenn die Rede vom Heirathen wäre, keinen Gebrauch machen mögte. Zu welchem Behuf denn auch ein medicinisches Matrimonial-Collegium vorzüglich zu errichten wäre, das die Candidaten des Ehestandes von beiden Geschlechtern, in Absicht auf das Zeugungsvermögen und das gesamte Gesundheits-Inventarium, aufs genaueste untersuchen, die vormals üblich gewesenen Proben wieder in Gebrauch bringen, und jedem Zeugungsfähigen, mit untadel-

 haften

haften physischen Erbschaftsstücken wohlbegabten, desfalls ein Attestatum ertheilen müßte.

Einem solchen Institut, das sich von dem Allbesserungs-Geiste des izigen Jahrzehens hoffen läßt, haben denn auch verschiedene Aerzte vorgearbeitet, und diejenigen Fehler angegeben, die sodann müßten als statistische Contra indicantia der Verehlichung angesehen werden.

Ich mag das Verzeichniß nicht hersetzen, weil es vielleicht einen oder den andern Leser mißmüthig machen könnte, und weil ich nicht gerne das Ansehen haben mögte, als wenn ich mit einem gewissen, übrigens um die Arzneywissenschaft und das Vaterland hochverdienten Manne, eine Fehde anheben wollte.

Genug, daß die Zahl derer Umstände, die, solchen Aerzten zufolge, den Genuß der Freuden Hymens verbieten, sehr groß ist, so daß ich wohl sagen dürfte, in großen Städten werde dadurch 1 von 3, oder gar von 2, für unfähig zur Ehe erklärt, wenn es nach der Strenge gehen sollte.

Ein Theil von diesen Fehlern soll das Kinderzeugen gänzlich hindern; ein anderer soll nicht verstatten, daß gesunde Kinder gezeugt werden; ein dritter soll den ehelichen Umgang, für die Person selbst, oder für den Gatten, gefährlich, oder doch nachtheilig machen.

Das klingt nun schön und nicht schön in den Ohren des Politikers. Wer einen ganzen Staat als eine Art von Gestüte oder Holländerey ansieht, wovon der Besitzer oder Pächter so viel Vortheil zu ziehen suchen muß als möglich, und wo es nicht nur auf die Zahl, sondern auch auf einen gewissen Wuchs und Bau, auf eine gute Race, ankömmt; wer so denkt, der wird wünschen, daß es zu einer solchen Auswahl recht gesunder, starker und wohlgebildeter Ehestands-Candidaten kommen mögte, damit recht viele Knäblein erzielt würden, die mit der Zeit so und so viel Schuh und so und so viel Zoll hielten, als welches allerdings zur Stärke des Volks gehört, und in gewissen Umständen reinen Gewinn geben kann.

Ist er aber ein Freund von derjenigen Art der Plusmacherey, die eine Vervielfältigung der Accisen und anderer Gefälle, eine größestmögliche Vermehrung der zehrfähigen und schoßgebenden Unterthanen für vorzüglichen Gewinn hält; so wird es ihm nicht behagen, daß man dem Heirathen und ehelichen Kinderzeugen so enge Gränzen setzen will. Denn das eheliche Bürgererzielen ist doch immer ein gewisserer und, wie man es zuweilen sehr uneigentlich zu nennen pflegt, reinerer Gewinn für den Staat, als das Bastard-Fabriciren.

Der Landedelmann, der seine Bauern wie Horn- und Zugvieh ansieht, und auch wohl als solche behandelt, würde sich für diese Einschrän-

kung des Zuwachses seiner Jochträger eben so sehr bedanken, als für ihre Aufklärung.

Aber was würde der Christ, der Philosoph, der Sittenfreund, der wahre Staatsbürger, der Arzt zu solchen Entwürfen sagen? Keiner könnte eine so strenge Auswahl billigen.

Der ächte Christ nimmt an der Ausschliessung so vieler Menschen von einem Stande, der eine der wohlthätigsten Stiftungen des Schöpfers ist, der sowohl für das Menschengeschlecht so vielfachen wesentlichen Nutzen hat, als auch zur Verherrlichung Gottes und zur Ausbreitung seines Reichs dient, ein Aergerniß, wenn er hört, daß ein Mensch, der sich zum Christenthum bekennt, auf so etwas antragen kann.

Unläugbar sollen wir, so lange wir auf Erden leben, treue Bürger des Staates seyn, worin der Himmel uns hat lassen gebohren werden, oder worin er uns unser Brod finden läßt. Wir sind schuldig zum Wohl des Ganzen alles, was uns möglich ist, beyzutragen: für das Vaterland das uns nährt, für den Herrn dem wir dienen, Gut und Blut zu wagen.

Aber die heutigen Weisen gehen zu weit, wenn sie diese Bürgerschaft in einer vergänglichen Welt zu unserer vorzüglichsten, ja einzigen Bestimmung,

und die Glückseligkeit, die uns das Zeitliche gewähren kann, zu einem Non plus ultra machen.

Der Christ sieht in dieser Welt eine Pflanzschule für die Ewigkeit. In diesem endlichen, kurzen, flüchtigen Leben ist es nicht genug, daß wir zu dem Wohl eines sogenannten Ganzen wirken, damit dieses Ganze in seinem ordentlichen Gange, in seiner Harmonie bleibe; wir sollen vor allen Dingen den Schöpfer preisen, nicht nur im Gebet, sondern auch in unsern Handlungen, ja in unsern Leiden.

Alles was Odem hat, singt der königliche Dichter, lobe den Herrn. In dem unschuldigen Genuß ihrer Existenz preisen ihn alle Geschöpfe. Daß die Zahl der Sterblichen, die seine Güte erkennen und erheben, bis ins Unendliche, so weit es mit seinem heiligen Willen besteht, möge vermehrt werden, muß der Wunsch jedes Christen seyn. Je mehr Herzen seine Macht und Liebe fühlen, je mehr Stimmen ihm dafür lobsingen können, je mehr wird sein Name verherrlicht. Kann irgend ein Arzt, der noch Christ ist, ja der nur noch eine natürliche Religion annimmt, das läugnen?

Noch mehr. Unser Heiland war selbst ein Kinderfreund. Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn das Himmelreich ist ihr. Das sind seine eigne Worte.

Und überhaupt ist wohl gar nicht zu zweifeln, daß jedes Kind, das noch nicht wissentlich wider das höchste Wesen gesündigt hat, in die seligen Wohnungen werde aufgenommen werden. Welcher Vater, der ein geliebtes Kind in der zartesten Jugend verlohren hat, würde in seinem Herzen diese Hofnung für nichtig erkennen?

Ja die Unmündigen, die nicht das Alter erreichen, da sie ihren himmlischen Vater mit Worten preisen können, die ihm aber in ihrem irdischen Paradies, an der Mutter Brust, reinen Dank lallen, werden ihn sehen. Sogar die Todtgebohrnen, die nur in Mutterleibe lebten, haben mit dem beseelenden Hauch, mit dem unsterblichen Geist eben dieselbe Hofnung, eben dasselbe Recht zu einer seligen Ewigkeit empfangen, als diejenigen, die auf seinen Namen sind getauft worden. Denn was konnten sie dazu, daß sie nicht am Leben blieben, lallend oder redend ihren Vater im Himmel priesen, und nach seinem Worte wandelten? Hat Gott sie nicht auch in seiner Hand gezeichnet? Alles was ihm gehören soll, muß doch wohl nicht erst der Welt, dem Staat gehören?

Allerdings giebt es nur gar zu viele Sterbliche, deren ganze Existenz nichts anders als eine Kette von Leiden ist: und beym ersten Anblick scheint es mit der Menschenliebe, die uns das Christenthum gebeut, gar wohl zu bestehen, wenn

man

man wünscht, diese Unglücklichen hätten nie ein Daseyn erlangt. Aber was hat ein solcher physisch elender Mensch nicht nach seinen Leiden zu erwarten? Eine frohe Ewigkeit, eine unaussprechliche Seligkeit! Die Jahre, die er in Schmerz und Kummer langsam verlebt hat, werden seyn wie ein Tropfen ins Weltmeer; aber was er erlitten, mit Gedult und Ergebung erlitten hat, wird ihm für viel gerechnet werden!

Wenn man alles dies in Erwägung zieht; so muß man gestehen, daß der Arzt, der auf die Einschränkung der Ehen anträgt, der dadurch das erlaubte Kinderzeugen vermindern will, mit seinem Christenthum ein wenig ins Gedränge kömmt. Als Christ soll er Gott mehr gehorchen denn den Menschen: als Christ soll er die Religion nicht aus den Augen setzen, wiewohl diese sich eben nicht sehr mit Statistik, und Politik, und Kameralistik verträgt; als Christ soll er nie den geringsten Zweifel äussern, ob das Reich Gottes auch wohl mehr gelte als der Staat, ob der Glaube, den er bekennt, ihm auch wohl heiligere Pflichten auferlege, als das Zeitliche, das Vergängliche, das Nichtige. Wenn die Vermehrung des Menschengeschlechts, ohne Rücksicht auf seine physische Beschaffenheit, zur Verherrlichung des Schöpfers dient; so muß der Arzt, als Christ, Bedenken tragen, dem Staate mit Vorschlägen zur Einschränkung der Ehen an die Hand zu gehen, und

zur Verhinderung der Existenz vernünftiger Geschöpfe, christlicher Nebenbürger, froher Miterben der Seligkeit, Entwürfe zu machen.

Man macht vielleicht die Einwendung, daß nicht alle diese vernünftigen Geschöpfe Gott gefällig und würdige Glieder seiner Kirche werden. Aber das ist nicht des Arztes Sache. Wir müssen das Beste hoffen, und denen, deren Pflicht es ist, über die Erziehung zu wachen, dieses überlassen.

Zudem hat es seine Richtigkeit, daß der junge Mensch, der körperlichen Schwachheiten unterworfen ist, mehr Anläß hat an Gott zu denken, also auch der Religion mehr Gehör geben wird, als der Gesunde. Er mag für den kleinen Fleck auf dieser kleinen Erde, den man Staat und Vaterland nennt, eine Niete seyn; aber für sein wahres, himmlisches Vaterland wird er nicht verlohren gehen. Er mag freylich seinen Platz in der großen Welt nicht so gut füllen, keine so glänzende Rolle auf der Bühne des Lebens spielen können, als der Athlethe im Felde und in der Ruelle; man mag ihn in der allgemeinen Harmonie des Universums, in dem System, das sich jeder seyn sollende Philosoph träumt, von keinem Nutzen finden; aber seine ewige Bestimmung zu erfüllen, jenes bessere Theil zu wählen und zu erlangen; dazu dürfte der Siechling doch wohl geschickter seyn, als der beste von den Enakskindern, die in dem Gefühl ihrer Masse und Kraft sich ver-

halb.

halbgöttern, und, so lange Glück und Gesundheit an ihrer Seite gehen, an keinen andern Gott denken.

Dies ist dem wahren christlichen Glauben, und den seligen Hofnungen, die wir auf ihn gründen, gemäß. Wer diesen Glauben noch bekennt, darf jenes nicht läugnen. Allerdings möchte man izund nur gar zu gern die Lehre von der ewigen Seligkeit umarbeiten, und einen Tarif festsetzen, wonach der liebe Gott in jenem Leben uns für die hier auf Erden wohlerfüllten Bürgerpflichten zu lohnen hätte, und worin der Glaube, so wie die Genugthuung Christi, gar nicht in Anschlag gebracht würde. Aber dies glaubt nun wohl keiner der es debitirt: sein inneres Gefühl spricht zuverläßig: du lügst. Es gibt Maulreformatoren, so wie es Maulchristen gibt.

Ich will mich gar nicht zum Vertheidiger und Sachwalter aller der Schwindsüchtigen, Gichtbrüchigen und anderer Schwächlinge, die sich zu verheirathen wünschen, aufwerfen. Mein Endzweck ist bloßerdings zu zeigen, wie offenbar das Beste des Staats in diesem Stück mit den Grundsätzen der christlichen Religion in Collision kömmt, und wie leicht man Gott entziehen kann, was Gottes ist, indem man dem Kaiser geben will was des Kaisers ist, wenn man nicht alles wohl überlegt.

Unstreitig ist ein Hauptendzweck der Ehe, daß beide Gatten einander gegenseitige Hülfe leisten sollen. Keiner bedarf eines treuen Beystandes, einer zärtlichen Pflege mehr, als der Gichtbrüchige und andere Siechlinge. Dieser Vortheile sollten aber solche Unglückliche beraubt seyn, weil sie könnten ungesunde, physisch verwerfliche Kinder zeugen, falls sie Kinder zeugten. Alle diese Personen sollten sich also mit Haushälterinnen, Dienstboten, und anderer fremder, kalter, gefährlicher Hülfe genügen und sich durch Entziehung des wahren, des einzigen Mittels, ein kümmerliches Leben zu verlängern, und die Aussichten lachender Erben in die Ferne zu ziehen, durch untersagten Besitz einer rechtschaffenen Gattinn, zu einem früheren Tode verdammen lassen!

Der vermeintlich starke Grund, daß solche Unglückselige sich und andern durch Heirathen schaden könnten, daß der kranke Gatte den gesunden anstecken, selbigen um seine Gesundheit bringen, oder wenigstens der gemeinschaftlichen Erzielung gesunder Kinder schaden könnte, hat auch seine Schwächen.

Denn erstlich ist vieles von diesen Erfahrungssätzen übertrieben. Die Schwindsucht, die Gicht u. a. m. sind zuverläßig nicht so ansteckend, als man behaupten will.

Und dann, was die Erzeugung ungesunder Kinder anbelangt, so hat ja der Siechling nicht

nöthig,

nöthig, eine Person zu ehlichen, womit er Kinder zeugen kann.

Dies ist ein Punct, woran die guten Männer, die auf jene Einschränkung des Heirathens antragen, gar nicht gedacht zu haben scheinen, und der doch jedem Layen, der nur ein wenig Menschenverstand hat, einfallen muß.

Daß der Unterschied des Alters einen himmelweiten Unterschied in der Erwartung von Leibeserben mache, ist eine der bekanntesten Wahrheiten, und daß die Obrigkeit in vielen Fällen darauf sehen sollte, ob bey einem Brautpaar ein solcher Kontrast in Jahren entweder statt fände oder nicht statt fände, ist gewiß. Die königliche dänische allgemeine Wittwenkasse hat den Männern, die schon weit ins Leben vorgerückt und doch noch nach einer jungen Braut lüstern sind, den Genuß dieser Freuden artig vertheuert, und ist also auch von dieser Seite lobens- und nachahmenswürdig. Den wohlhabenden alten Matronen, die sich noch einen rüstigen, markreichen jungen Mann anschaffen, sollte die Obrigkeit eine tüchtige Vermögenssteuer auflegen. Schwindsüchtigen, und andern der völligen Gesundheit nicht genießenden Personen aber, sollte das Heirathen wenigstens auf die Bedingung verstattet werden, daß sie einen Gatten oder eine Gattinn von solchen Jahren nähmen, daß keine fruchtbare Ehe zu erwarten wäre.

Damit müßte sich denn auch eine offenbar ungesunde Person begnügen lassen. Eine Ehe kann immer sehr glücklich seyn, ob sie gleich keine Kinder gibt. Man hat sogar Beyspiele von Männern, die ihre Philosophie so weit getrieben haben, auf die beiden größten Gaben des Himmels, die beiden höchsten irrdischen Güter, ein geliebtes Weib und geliebte Kinder, Verzicht zu thun, um nur diesen nicht eine Krankheit zum Erbtheil zu geben.

Und hier zeigte sich also eine ganz neue Speculation. Alte Jungfern und Wittwen, ja Hagestolze und Pfeffergesellen *), und sogar bejahrte Wittwer fänden hier eine frohe Aussicht.

Doch zur Noth ließe sich noch wohl an etwas junges denken. Der Mann, oder das Frauenzimmer, so eine natürliche Anlage zur Schwindsucht hat, darf ja nur eine Person heirathen, die von ganz entgegengesetztem, nämlich apoplektischem Bau ist, das heißt untersätzig, breitschultericht, kurzhalsicht, großköpfig. Wenn zwey so widrige Körper, zwey solche Extreme zusammentreffen, so wird vielleicht ein wohlproportionirtes tertium quid zum Vorschein kommen. Das Hippokratische Contraria contrariis curantur wird auch hier wahr. Denn wenn die Schwindsucht immer von der Mutter oder dem Vater auf das Kind

*) So nennt man in Dännemark einen alt und kalt gewordenen Junggesellen.

Kind fortgepflanzt würde; wie würde es mit dem menschlichen Geschlechte denn aussehen? Ganze Familien müßten längst ausgestorben seyn. Aber die Kontraste, die lieben Kontraste in einem Ehepaar, thun hier die schönsten Dienste.

Schwindsüchtige Weiber haben ohnehin ein besonderes Recht zum fruchtbaren Ehestande: das Recht der Selbsterhaltung. Viele von diesen reizenden Blondinen entfernen Bruder Heyn auf mehrere Jahre durch öftere Schwangerschaft. Wenn die Krankheit schon ihren Raub ergreift, wenn schon ein zehrender Husten Schlaf und Kräfte stehlt, und die arme Leidende denn nur noch schwanger wird; so macht dieser Zustand eine so nachdrückliche Diversion, daß alle hektische Zufälle verschwinden. Der Lebenswechsel wird auf neun Monate erneuert. Im Kindbett kömmt der Tod und fordert Bezahlung; wird aber der Laufmonat gehörig genutzt; so muß er sich wieder mit Zinsen genügen lassen. Freylich sind diese Zinsen nur gar zu oft die unschuldigen Kinder, die nämlich den Bau der Mutter zum Erbtheil bekommen.

Noch ein Grund, warum den Schwindsüchtigen das Heirathen nicht untersagt werden sollte, liegt in einem dringenden Bedürfniß dieser Kranken, als bey welchen ein gewisser Naturtrieb vorzüglich stark zu seyn pflegt, und der gerne befriedigt werden kann, wenn gleich Hymen keine fruchtbare Becher schenkt.

Ueberhaupt ist der Endzweck der Ehe nicht lediglich dieser, daß Kinder sollen erzielt, und dem Staat Bürger verschafft werden; sie soll ja auch zur unschuldigen Befriedigung des Zeugungstriebes, so wie zu gegenseitiger Hülfleistung dienen. Daß ein Mensch dieser beiden wesentlichen Vortheile entbehren soll, weil er vielleicht keine physisch vollkommene, politisch brauchbare Kinder zeugen dürfte, das wäre doch hart.

Was soll ein Mann thun, der einen starken Drang von Fleisch und Blut fühlt, wie zumal bey dem, der ein Bein oder gar beide verlohren hat, der Fall ist; was soll ein solcher Mann thun, wenn er diesen bey ihm so vorzüglich mächtigen Trieb nicht auf eine erlaubte Art befriedigen darf? Soll er ihn vielleicht mit Gründen der Philosophie bestreiten? Das ist leicht gesagt, aber nicht leicht gethan. Es gibt gewisse Augenblicke, da fleischliche Begierde, gleich einem wilden Strome, alle Dämme der Philosophey durchbricht, und alle Vernunftgründe mit fortreißt.

Ueberhaupt wäre es grausam, dem einen Bürger aufzulegen, daß er einem angebohrnen Rechte entsagen, einen in der Natur gegründeten Trieb wegraisonniren sollte, wenn tausend andere dies Recht nutzen, diesen Trieb befriedigen dürfen, weil eine medicinische Polizey sie begünstigte. Daß ein Mann, der noch keine Frau und Kinder versorgen kann, sich die Gedanken an das Heirathen so lange muß vergehen lassen, das läßt sich begreifen.

Aber

Aber daß derjenige, der dazu im Stande ist, sich der Freuden des Ehebettes begeben sollte, weil es wohl möglich wäre, daß er Kinder zeugte, die von ihm diesen oder jenen Fehler erbten, das wird nicht einem jeden vernünftigen Manne einleuchten.

Da das Vaterland in so vielen Jahrhunderten Gebrechliche, Schwindsüchtige u. s. w. hat leben und die Güter des Lebens genießen, Weiber oder Männer nehmen und Kinder zeugen lassen; da es ungeachtet dieses medicinischpolitischen Staatsfehlers viel Glück und Heil erfahren, und kein Unglück und Unheil, das aus jenem Fehler hergeleitet werden könnte, erlitten hat; da jeder Staat neben seinen Gebrechlichen und Schwindsüchtigen doch immer noch eine unendlich größere Anzahl von wohlgebildeten und gesunden Bürgern hervorgebracht hat; so ist es sonderbar; doch was sage ich? — es ist der izt herrschenden Reformationssucht gemäß, daß man gegen das Ende des achtzehenten Jahrhunderts dergleichen Vorschläge thun darf, die, wie oben gesagt, das Menschengeschlecht mit dem lieben Vieh, und die Bürger des Staats mit einem Gestüte auf einen Fuß setzen.

Es fehlt nur noch, daß ein rechter Augendiener diese Winke nutzt und auf Anstellung, oder gar Verschreibung solcher Subjekte anträgt, die eine extragute Race versprechen. Da gäbe es denn einen neuen herrlichen Grund zu Auswanderungen!

Jedoch das abentheuerlichste ist, daß dergleichen Vorschläge zur physischen Verbesserung des Menschengeschlechts zu einer Zeit gethan werden, da man über die Ausbreitung der Onanie so laut jammert, und gegen die uneheliche Vermischung beider Geschlechter so gelinde verfährt oder zu verfahren anräth.

Wäre das nicht das wahre Mittel, die Selbstbefleckung oder die gefährlichste Unzucht zu befördern, wenn man einem Menschen wehrte, den unüberwindlichsten aller Triebe auf eine unschuldige Art zu befriedigen? Wenn jene Flamme recht auflodert; so muß sie durch den Genuß gelöscht werden: mit Gründen ausblasen läßt sie sich nicht. Also eins von beiden. Entweder treibt dies wütende Feuer den Mann in die Arme einer feilen Dirne, oder einer andern Buhlschaft; oder ein abscheulicheres Laster wird begangen.

Und was hülfe alles Einschränken der Ehen, so lange es dem Bürger, für dessen Erben sich der Staat fürchtet, dem man deswegen nicht verstatten will, ein Weib zu nehmen; so lange, sage ich, einem solchen Manne, oder, unter ähnlichen Umständen, einem solchen Frauenzimmer, unmöglich gewehrt werden kann, ja nach den izigen moralisch-politischen Grundsätzen nicht einmal gewehrt werden darf, die Freuden zu schmecken, die das Ehebett nur geben sollte? Was würde die gewissenhafteste Beobachtung jener Strenge in der Auswahl der Ehestands-Candidaten wohl nutzen?

Höch-

Höchstens dies, daß man wenigere, aber gesunde eheliche Kinder bekäme; hingegen desto mehrere, und ungesundere Bastarde als vorher.

Doch sogar mit den ehelichen Erben könnte es noch immer ein wenig schief gehen. Der des Heirathens unfähige Mann könnte noch immer Gelegenheit finden, ein physisch reines Ehebett zu beflecken und seine Gebrechen in eine vermeintlich rektificirte Familie hinein zu smugglen.

Alle Entwürfe dieser Art sind also unnütze, so lange nicht jede Person, die man vom erlaubten Kinderzeugen ausschliessen müßte, zu dem unerlaubten auf eine oder andere Art ungeschickt gemacht würde. Welsche Leibgürtel, altrömische Ringe und desgleichen, könnten hier Dienste thun: ja vielleicht könnte die Oper dabey gewinnen.

Freylich würden diese Maasregeln eine allgemeine Empörung verursachen: denn wer wollte nicht für das süßeste Recht der Menschheit bis auf den letzten Blutstropfen streiten? Zum Sklaven läßt sich noch wohl ein Mensch machen, aber zum Combabus?

Die armen Aerzte, die das Scrutinium vornehmen sollten, würden auch manchem Perikel ausgesetzt seyn; sie würden von Bitten und Flehen betäubt, vielleicht gar von Bestechungen zu Boden gedrückt werden.

Es ist nicht nöthig alle Klassen von Personen, denen man das Heirathen verbieten mögte, besonders zu betrachten. Nur eine verdient ausgezeichnet zu werden: die von einer natürlichen oder unnatürlichen Venus ganz erschöpften. Ich weiß aus vielen Beyspielen, daß diesen Unglücklichen, deren Mark und Kraft ganz ausgesogen ist, nicht besser kann gerathen werden, als daß sie sich eine vernünftige und gesunde Gattinn suchen. Einige haben das bey dem kläglichen Zustande, worin sie sich befanden, für höchst unthunlich angesehen, auf mein Zureden aber den Schritt gewagt, und sich sogar über alle meine eigne Erwartung wohl dabey befunden: ihre Gesundheit und Stärke ist zurückgekehrt, und sie haben die rundesten, festesten Kinder gezeugt.

Ich müßte mich also sehr irren, wenn die Einschränkung der Ehe auf solche Personen, die physisch ohne Fehl und Makel wären, nicht unverträglich mit den Grundsätzen des Christenthums ist, nicht dem natürlichen Recht eines jeden Menschen, der Rettung vieler einzelnen, den guten Sitten, der guten Ordnung und der Ruhe des Staats zuwider läuft, nicht mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, ja unausführbar ist, und nicht, wenn sie auch in Ausübung käme, des Hauptzwecks gänzlich verfehlen, und bey geringem Nutzen großen Schaden thun würde.

Ein Wort von dem Wort Faulfieber.

Your words have ſomething killing, like
your art.

GARTH.

Seit zwanzig Jahren hört und lieſt man allenthalben von Faulfiebern. Es iſt ein Modewort. So wie man an der einen Seite über Toleranz und Aufklärung jauchzen hört, ſo hört man an der andern über Onanie und Faulfieber wehklagen.

Von allen beiden Uebeln wird mehr Weſen gemacht als ſie verdienen: und die guten Männer, die am meiſten über ihre Ausbreitung klagen, ſind zum Theile ſelbſt Schuld daran.

Nur gar zu viele Aerzte ſind zu frey mit dem Gebrauch des Wortes Faulfieber. Manche Krankheit muß ſo heiſſen, die im Grunde nichts weniger ſind als das. Dieſe Herren Kollegen handeln allerdings nach ihrer Ueberzeugung, nur ſollte dieſe Ueberzeugung wohlgegründet ſeyn.

Ein Faulfieber im eigentlichſten Verſtande iſt verwandt mit der Peſt, ja nächſt dieſer die verheerendſte Krankheit die wir kennen. Wer dies gräßliche Uebel in ſeiner ſchlimmſten Geſtalt geſehen hat, kann es nicht nennen hören ohne zu ſchaudern. Der Arzt ſelbſt kann die Unglücklichen, die davon angegriffen ſind, nicht beſuchen, ohne den Erfolg ſeiner Bemühungen zu bezweifeln, ja

nicht

nicht ohne für sein eignes Leben zu zittern. Und der größte Theil des gemeinen Mannes ist überzeugt, daß für den, der ein Faulfieber hat, keine Rettung ist.

Alle Tage sieht man die kläglichen Wirkungen dieses Wahns. Sobald die Verwandten des Kranken hören, daß der Arzt sein Uebel für ein Faulfieber erklärt hat, lassen sie den Muth sinken und alle Hofnung fahren. Mithin wird der Trieb, ihm zu helfen, ihn zu retten, laulicht; man verpflegt ihn nicht mehr so eifrig, man gibt ihm seine Arztneyen nicht mehr so richtig, man befolgt die Vorschriften des Arztes nicht mehr so pünktlich; man hält es zuletzt für Sünde, ihn mit Mixturen und desgleichen zu quälen, die doch nichts mehr nützen.

Und dies ist eine Haupturſache der traurigen Wendung, die das Faulfieber so oft nimmt. Viele, ungemein viele würden gerettet werden, wenn das unselige Vorurtheil nicht wäre, daß sie nicht gerettet werden können. Verwandten und Freunde, die gar zu vernünftig sind, Volkssatzungen ungeprüft anzunehmen, und die von der wahren Liebe zu dem Kranken, die Gefahr und Mißtrauen verachtet und bis an den letzten Hauch Hofnung hegt, beseelt sind, reissen zuweilen durch unabläßige, unermüdete Wartung und Pflege einen solchen Patienten doch noch aus des Todes Rachen, wenn schon der Aeskulap das Urtheil mit Achselzucken gesprochen. Aber solche wahre Freunde, solche

Freun-

Freunde in Noth und Tod sind selten. Gemeiniglich geht es wie ich gesagt habe: man versäumt den Kranken, weil man glaubt, daß er sterben muß; und er muß sterben, weil man ihn versäumt.

Ueberhaupt lassen auch die nächsten Blutsverwandten, die trautesten Busenfreunde (von Mund- und Magenfreunden nicht einmal zu sagen,) ihren Liebsten und Besten im Stiche, wenn sie erfahren, daß er eine so giftige, so ansteckende Krankheit hat, als das Faulfieber ist. Man bedauert und beklagt ihn, man schickt alle Morgen hin und läßt seinen Namen schreiben und den Nachtrapport hören; aber ihn zu besuchen, seine kalte Hand zu drücken, den letzten Abschied von ihm zu nehmen, das wagt man nicht. Nein, dann verläßt ein David seinen Jonathan.

Die Wahrheit zu gestehen, die Vorstellung, die sich alle einigermaaßen aufgeklärte Personen von einem Faulfieber machen, muß sie mit Schrekken und Abscheu erfüllen. Gibt es etwas widerlicheres, gräßlicheres, fürchterlicheres in der Natur, als Fäulung, Verrottung? Welche schauderichte Gedanken muß man sich denn nicht von einem Fieber machen, das mit diesem abscheulichen Zustand verknüpft ist, das einen Menschen bey lebendigem Leibe verfaulen läßt?

Und großer Gott! wie muß dem Kranken, der noch nicht ganz seiner Sinne beraubt, noch einigen vernünftigen Nachdenkens fähig ist, zu Muthe werden, wenn er hört, daß der Arzt seine

Krankheit für ein so abscheuliches Fieber erklärt? Muß nicht dies wahre Todesurtheil den letzten Funken von Muth und Hofnung vollends erstikken, den letzten Funken, an dessen Erhaltung und Aufblasen in Krankheiten dieser Art so sehr viel gelegen ist?

Aller dieser Ursachen wegen sollten die Aerzte doch sich erst ein wenig bedenken, ehe sie einem Fieber diesen schrecklichen Namen beylegten: sie sollten doch erst der Sache vollkommen gewiß seyn.

Das kann sie nicht entschuldigen, daß Nervenfieber und Gallenfieber, die so öfters Faulfieber heissen müssen, mit einem und andern Zufall verknüpft sind, die man bey Faulfiebern wahrnimmt, und daß die Kurart der letztern und der erstern manches mit einander gemein hat. Denn, nicht einmal von dem Schrecken, den der Mißbrauch des Namens Faulfieber verbreitet, so muß der Arzt immer einer Pflicht eingedenk und treu seyn, die ihm als einem Studierten, oder gar Gelehrten, obliegt: geziemend zu distinguiren, und jeder Krankheit, die er zu behandeln hat, ihren rechten Namen beyzulegen. Darin muß er so genau und richtig zu Werke gehen, als ein Kräuterkenner. Gewisse neuere Aerzte mögen die nosologischen Systeme so viel herabwürdigen als sie wollen: es bleibt doch eine unläugbare Wahrheit, daß derjenige, der sich befleißigt, den generischen und specifischen Karakter jeder Krankheit ausfindig zu

machen,

machen, sich um die Erkenntniß derselben mehr Mühe geben, ihr Inneres und Aeusseres mehr betrachten, folglich auch in ihre Natur und nächste Ursache tiefer eindringen muß, als der Kollege, der sich das Ding leichter nimmt, und es dabey bewenden läßt, daß er so ohngefähr dem Kinde einen Namen gibt.

Was würde man wohl dazu sagen, wenn Jemand jeden Durchfall Ruhr nennte, weil beide Krankheiten verschiedenes in Gestalt und Kur mit einander gemein haben? Oder wenn ein Wundarzt alle Entzündungen, die ihm vorkämen, den heissen Brand nennte? — Und doch wäre dies letztere noch immer weit weniger zu tadeln, als wenn man ein Fieber ohne Grund Faulfieber nennt. Denn bey jeder Entzündung sind doch die gemeinschaftlichen Zufälle zugegen, wiewohl in verschiedenem Grade, in dem heissen Brande natürlicher Weise viel heftiger als in einer leichten Entzündung; aber wie kann man eine Krankheit Faulfieber nennen; wo keine Zeichen einer Fäulung zugegen sind? A potiori denominatio, sagt die Schule.

Eine unreine Zunge, ein übler Geschmack, ein Drücken in der Herzgrube, ein Schwindel, ein wüstes Kopfweh macht noch kein Faulfieber; denn alles dies findet sich auch bey manchem Gallenfieber, wo gar keine Fäule zu besorgen ist. Und gesetzt auch, daß ein Gallenfieber wirklich geneigt wäre unter gewissen Umständen in ein Faulfieber über-

überzugehen; so gibt uns dies doch keine Befugniß, ihm den letzten Namen beyzulegen, bevor wirklich wahre Zeichen der Fäule da sind.

Ich sage wahre Zeichen. Denn die obigen, und noch mehrere, die ich nicht nennen darf, um nicht den Layen unter meinen Lesern Ekel zu verursachen, beweisen bey weitem nicht genug. Der Sinn des Geruchs entdeckt, wenn er recht geübt ist, noch mit am besten die Gegenwart eines ächten Faulfiebers, auch dann schon, wenn die offenbaren Merkmale sich noch nicht zeigen.

Ein Hauptgrund, warum man ein Fieber in Verdacht einer fäulichten Natur haben muß, ist dieser, daß wahrscheinliche Ursachen solcher Krankheiten da sind. So lange man von keiner Landplage, Krieg, Wasserfluth, Mißwachs, Hungersnoth und theurer Zeit weiß, werden auch nicht leicht Faulfieber herrschen. Und die einzelnen Faulfieber von individuellen Ursachen sind sehr selten, zumal unter Leuten, die nicht sehr schlecht leben. Wenn also in einem Lande, und zu einer Zeit, da man über keinen drückenden Mangel zu klagen hat, von Faulfiebern viel Geschrey gemacht wird, so muß man das Ding ein wenig in Zweifel ziehen, bis man sich von der traurigen Richtigkeit überzeugt. Doch läugne ich nicht, daß gewisse Lokalumstände hier einen großen Unterschied machen können, z. B. faules Trinkwasser, Sümpfe die nicht genug unter Wasser stehen, andere

dere Fäule in der Nähe, angesteckte Wohnungen, Gefängnisse oder Krankenstuben.

Wo aber auch dies Lokale fehlt, da sollten die Aerzte nicht ohne die vollkommenste und gegründetste Ueberzeugung von Faulfiebern reden, um nicht ihr Vaterland unverschuldet in den bösen Ruf des Elends und pestilentialischer Ungesundheit zu bringen. Zu loben ist der Patriotismus eines Ungarschen Arztes, der in einem eignen kleinen Werk die seinem Vaterlande angeschuldigte Fruchtbarkeit an Krankheiten abzulehnen gesucht hat.

Ein anderer Grund, ein Fieber für fäulicht zu halten, ist die Ansteckung, die es auf eine unzweifelhafte Weise verbreitet. Wenn man sieht, daß in einem Hause mehrere Personen eben dieselbe Krankheit bekommen; daß ein Besuch, der bloße Eintritt in die Krankenstube, die Berührung der Sachen, die der Patient in seinem Fieber berührt hat, den Gesunden eben dasselbe Fieber zuzieht; daß sogar die Aerzte, ja die Wärterinnen davon angegriffen werden; so hat man nur gar zu viele Ursache an der fäulichten Natur des Uebels nicht zu zweifeln, und sich und andere für Schaden zu hüten. Aber wenn bey dem Mangel hinlänglicher anderer Zeichen noch dies dazu kömmt, daß der Kranke keinen angesteckt hat, so darf man schon viel weniger fürchten.

Allerdings kann diese Ansteckung wahrer Faulfieber durch Veranstaltungen eines geschickten und

thätigen Arztes sehr vermindert werden; gänzlich heben aber läßt sie sich selten, wenigstens so lange die Seuche in ihrer ganzen Kraft ist.

Ein dritter Grund zu schließen, daß ein sogenanntes Faulfieber diesen Namen verdiene, ist der schnelle Gang und die gräßliche Gestalt desselben.

Das wahre Faulfieber ist ein Grad der Pest. In dem schrecklichen Winter 1771 und 72 habe ich es binnen dreymal 24 Stunden, ja noch früher, tödtlich werden gesehen.

Doch genug von diesem scheußlichen Gegenstande. Meine Absicht ist erreicht, wenn ich so glücklich gewesen bin, auf die Möglichkeit, daß ein Faulfieber, das so heissen muß und womit man das Publikum in Angst und Schrecken setzt, wohl ein anderes gar nicht so abscheuliches Fieber seyn mögte, meine Leser aufmerksam gemacht zu haben.

Von

Von verschluckten Kernen von Kirschen und andern Früchten.

Personen, die sehr geschwind essen, zumal Kinder, verschlucken gerne Kirschen und andere Früchte mit den Kernen. Das ist bekannt. Aber wie bekannt es auch ist, so geschieht es doch noch alle Tage. Also ist es nicht überflüßig, Eltern daran zu erinnern, daß sie bey solchen Gelegenheiten auf die kleinen Kirschenfresser Acht haben, wenigstens zu einer Zeit, da solche Früchte viel genossen werden, sich vergewissern lassen, daß ihnen die Natur alle Tage ihre gewöhnliche Wohlthat wiederfahren läßt.

Denn die hartnäckigsten Leibesverstopfungen, zuweilen mit heftigem Bauchgrimmen verknüpft, sind nur gar zu oft die Folgen jener Unvorsichtigkeit. Der Kranke ist noch immer glücklich, wenn solche fremde lästige Körper nicht gar in dem Blinddarm stecken bleiben, sondern doch noch weiter vorrücken.

Man rühmt mit Recht in solchen Fällen das Castoröl (Oleum Ricini,) zumal mit Manna versetzt. Doch kann man sich im Nothfalle mit frischem Leinöl behelfen. Ein Klystier von diesem Oel mit Zucker ist auch sehr dienlich, den Abgang dieser harten Gäste zu erleichtern.

Zuweilen hat dieser Abgang große Schwierigkeiten. Wir lesen in dem Journal de Medecine von einer alten Frau, die eine Legion Kirschkerne bey sich hatte. Es mußte eine besondere Batterie angelegt werden, um dies Korps zum Kapituliren zu bringen, da es denn unter Anführung von sechs Pflaumenkernen ausmarschirte.

Aber wir haben sogar Beobachtungen von Kirschkernen, die so lange in den ersten Wegen liegen geblieben, daß sie angefangen haben zu keimen. Ein Leibwundarzt des Fürsten von Salm-Salm erzählt eine solche Geschichte in dem gedachten Journal. Schade, daß er sie fortschaffte! Würden nicht diese Keime schöne Kirschbäume, eine ganze herrliche Allee in den Gedärmen gegeben haben, worin Hechte und Austern hätten spatzieren gehen können? Was wären die schwebenden Gärten der Semiramis, was wäre die Bergstraße gegen eine solche Promenade gewesen?

Ernsthaft zu reden, Leute die Magenbeschwerden und Koliken unterworfen, oder mit einem nicht gehörig eingeschobenen und wohlverwahrten Bruche behaftet sind, müssen sich vor allerley Kernen und andern unverdaulichen Substanzen sehr in Acht nehmen.

Ein Bruch kann dadurch bis zu tödtlicher Gefahr eingesperret, und diese Einschnürung nicht ohne Schnitt gehoben werden. Das ist aber wohl

wehrt,

wehrt, daß man sich im Schlucken ein wenig in Acht nimmt. Ein Pflaumenkern beförderte in einem Rathsgliede einer kleinen Stadt, das dem Trunk ergeben gewesen war, und davon einen Knoten im Magen bekommen hatte, den Tod auf eine besondere Weise. Der Knoten war in Entzündung und Vereiterung gegangen: denn mit den allemal wieder aufgebrochenen Speisen kam von Zeit zu Zeit Eiter zum Vorschein. Dabey zehrte er freylich ab und war elend, lebte aber doch, und hatte Hofnung noch eine geraume Zeit am Leben zu bleiben. Einmal verschluckte der arme Mann eine gekochte Pflaume; der Kern ging unglücklicher Weise mit hinunter. Von dem Augenblick an bekam er weit heftigere Schmerzen als vorher: alle seine Zufälle verschlimmerten sich, und innerhalb wenigen Wochen starb er. Nach dem Tode fand man den Pflaumenkern in dem vereiterten Knoten steckend.

Auch diejenigen, die einen engen Schlund haben, müssen sich wohl in Acht nehmen, daß nicht ein fremder Körper darin eingeklemmt werde. Alle kommen nicht so glücklich, als ein holsteinscher Landmann, der vor sechszehen Jahren nach Kopenhagen kam, um eine Kleinigkeit, 50000 Thaler Erbschaft zu empfangen, und im Essen ein größeres Stück Fleisch hinunterschluckte, als der Calibre seiner Speiseröhre durchlassen konnte. Es blieb tief im Schlunde stecken. Die in Menge herbeygerufenen Aerzte wandten die bekannten

Mittel an, ohne das geringste auszurichten. Man überließ ihn seinem Schicksal, und er bereitete sich, eine Welt mit 50000 Thalern zu verlassen. Nach vier und zwanzig Stunden war das Stück Fleisch an seinem Umfange gewissermaaßen verdauet worden, und glitt hinab an den Ort seiner Bestimmung.

Etwas von Schnürleibern.

Alle Schnürbrüste ohne Ausnahme und unbedingt zu verwerfen, und aus der Putzkammer des schönen Geschlechts zu verbannen, ist itzt Mode.

Freylich mögen übelbeschaffene und gar zu eng angelegte Schnürleiber viel physisches Unheil bey dem liebenswürdigen Geschlecht anrichten; sie mögen zu manchem Gestaltfehler, zu mancher Störung der Functionen der Brust- und Baucheingeweide Anlaß geben; sie mögen manchem hübschen Mädchen zu großer Beschwerde gereichen, und überhaupt auch bey dem Ankleiden viel Zeit wegnehmen.

Aber wer sieht nicht, daß ein großer Theil dieser Tadelsgründe nur in der Beschaffenheit der Schnürbrüste liegt? Wer weiß nicht, daß ein geschickter Schneider mit erlaubter Rücksicht auf alles Lokale, dies Kleidungsstück eben so bequem, und doch dem Endzweck angemessen machen kann, als irgend ein anderes?

Zwang und Ungelegenheit sind unläugbar das Loos derer, die einen Schnürleib zu tragen — anfangen. Das währt aber nur eine Zeitlang. Vermöge der wahren Gnadengabe des Schöpfers, der Angewöhnbarkeit, die wir in der Jugend, wo nicht nur das Gemüth, sondern auch der Körper noch so biegsam ist, in voller Maaße besitzen, wird dieser sogenannte Küras, wenn er übrigens keine Fehler hat, dem noch nicht ausgebildeten Mäd-

Mädchen, wenn dies übrigens auch nicht fehlerhaft gebauet ist, bald erträglich werden. Kann es in engen Schuhen auf hohen Absätzen gehen und tanzen lernen; so kann es sich auch gewöhnen, den Leib in einen fischbeinernen Harnisch zu schmiegen.

Zudem fühlt die junge Schöne in Kurzem, welche Vortheile ihr dieser Zwang gewährt, wie viel sie darin an Grace und Anstand gewinnt, und findet sich daher ganz willig in einem Joche, das die Erziehung auflegt, das aber der Trieb zu gefallen tragen hilft.

In der That gibt eine wohlgebauete Schnürbrust einem schwachen Rücken, der noch gar zu biegsam ist, Halt und Stütze und Richtung. Selbst die Eingeweide des Unterleibes haben eine Stütze daran, womit ihnen wohl gedient seyn kann, wie Brouzet mit Grunde anmerkt. Mädchen die stark in die Höhe schiessen, die dabey schlank und hager sind, können nur gar zu leicht einen schiefen Wuchs bekommen, oder wenigstens den Kopf und die Brust vorüber sinken lassen, wie der Thurm zu Pisa, wofern nicht ein guter Schnürleib diesen Fehlern beyzeiten wehrt.

Eben so wird ein kleiner Posaunengel vom andern Geschlecht, ohne die wohlthätige Gewalt eines Quos ego von Fischbein, mehr Geründetes am Leibe bekommen, als Hogarth zur Schönheit gerechnet hätte, und als mit der Jungfräulichkeit bestehet. Denn

Denn was Jungfrau ist, muß auch wie Jungfrau aussehen. Das Physische eines Mädchens muß für das Moralische zeugen. Wie findet man die jungfräulichen Göttinnen und Nymphen des Alterthums abgebildet? Keinesweges so rund, oder wie der Niedersachse sagt, so quappicht, als ungeschnürte Milchmägde, sondern schlank wie Reben und gerade wie Rohr.

Die meisten Engländerinnen tragen keine rechte Schnürbrüste, sondern kurze mäßig gesteifte Leibchen, die von dem obern Bezirk der Brüste bis an die Gegend des Nabels, schräge wie ein Dach, herabgehen, und dem Unterleibe zu beliebiger Ründung freyen Raum lassen. Das wird denn nun von den Deutschen und andern nordlichen Nationen als musterhaft gepriesen. Aus keinem andern Grunde, als weil es englisch ist, und weil der Deutsche mit seinen mitternächtlichen Nachbaren zum Anstaunen und Nachahmen karakteristisch geneigt ist, in welchem demüthigen Nachäffen denn natürlicher Weise immer leichter das Fehlerhafte als das Gute zum Muster genommen wird.

Darum ist aber ein deutsches Frauenzimmer noch keine Brittinn, weil es sich auch nicht schnürt; weil es auch seine Taille vernachläßigt; weil es das Ansehen eines gesegneten Leibes annimmt. Die übrigen kunstlosen Reize und ungesuchten Annehmlichkeiten dieser Insulanerinnen, ihre Entfer-

nung von aller Buhlerey und deren Künsten, ihre Sittsamkeit, ihre vielen übrigen ausnehmenden Tugenden, ihren gesunden Verstand und ihr edles Herz muß man zeigen, wenn man sich mit dem stolzen Gedanken, einer Tochter Albions zu gleichen, schmeicheln will.

Bey der überschwenglichen Holdseeligkeit, die sich über die ganze Person und alle Bewegungen einer ächten Engelländerinn verbreitet, wird man ihrer schlechten Taille, ihrer platten Brust und ihres dicken Unterleibes nicht gewahr. Ueberhaupt sieht man das Körperliche nicht so viel an ihr, als an andern Frauenzimmern: man findet überall ihre schöne Seele. Sie gleicht gewissermaaßen einem Kleide, das auf beiden Seiten getragen werden kann, und wovon das kostbare Futter auswärts gekehrt ist.

Doch ich komme von einer Ausschweifung, die mich ein wenig schwärmerisch macht, zu den Schnürbrüsten zurück.

Unläugbar trägt das junge Frauenzimmer, das beyzeiten geschnürt worden, Brust, Kopf und Arme weit besser; ihr Wuchs nimmt sich schöner aus; ein voller Busen zeigt sich in einem reizenderem Incognito; ihre Bewegungen haben mehr Ungezwungenes, mehr Anmuth; ihr Gang ist zu gleicher Zeit freyer und sicherer; das Ganze ihrer Person zeigt mehr Würde, als man bey denen bemerkt, die nie einen solchen Zwang erlitten haben.

So gewiß es ist, daß schlecht eingerichtete oder übel angelegte Schnürbrüste der Gestalt eines Mädchens Schaden thun können; so wahr ist es auch, daß eben dieses Stück des weiblichen Putzes, unter gehörigen Umständen, das einzige Mittel ist, einer schon vorhandenen Abweichung des Wuchses entgegen zu arbeiten.

Und auch diejenigen Gestaltfehler, die keine Schnürbrust mehr zurecht bringen kann, und die, sich selbst überlassen, sehr unangenehm seyn würden, kann ein wohl eingerichteter Schnürleib verbergen.

Ich glaube daher, daß die allgemeine Abschaffung dieses Kleidungsstücks bey dem schönen Geschlecht nicht so vortheilhaft seyn würde, als viele sich einbilden.

Eine große Anzahl von denen, die verwachsen oder gebrechlich sind, haben ihren Schaden ganz andern Ursachen zu danken, als einer Schnürbrust. Fälle und andere äußerliche Gewalt, eine vorhergegangene Gliederkrankheit, Keichhusten u. s. w. vor allem aber eine üble Art den Körper zu tragen, sich nach einer gewissen Seite zu lehnen, die leicht zur Gewohnheit werden kann, geben weit öfterer den Anlaß zu den Gestaltfehlern, die man auf Rechnung der Schnürleiber setzt; und diese Gestaltfehler, mit allen ihren Folgen, die auch nicht wenig übertrieben werden, müßten also da, wo man die Mädchen zu schnüren verbieten

bieten würde, ungeachtet dieses Verbots noch immer fortdauern. Ja alsdenn würde es sogar an dem besten Mittel fehlen, diesen Uebeln vorzubeugen oder abzuhelfen.

Mit dieser Vertheidigung der Schnürbrüste aber rede ich keinen andern, als den guten, nach dem Körper eines jeden schönen Individuums eingerichteten das Wort. So wie alle übel gebauete, unnöthigen Druck erregende Schnürleiber überhaupt höchst verwerflich sind, so richten auch insbesondre die platten, die englisch seyn sollen, viel Unheil an, und zwar am meisten an demjenigen Theil des weiblichen Körpers, der vorzügliche Schonung verdient, nicht nur wegen der Liebesgötter, die daselbst ihr Wesen haben, und, wie Rollenhagen von Bausbacks Hofschranzen singt:

Sich da oben im Ritterspiel,
Der Kurtzweil auch treiben gar viel,
Ein Floch in einem Sprung erwischen,
Künstlich ein welkes Blümlein fischen;

sondern auch wegen des wesentlichen, des unentbehrlichen Dienstes, den dies amabile rotundum, wie Vater Haller, diese neui ignude, wie Tasso sagt, dereinst der Mutter leisten sollen.

Wenn eine Schnürbrust oben nicht genug gewölbt ist, um den heranwachsenden liebenswürdigen Halbkugeln Raum zu geben; wenn sie gar zu dicht anschließt; so wird dadurch das Wachsthum und die rechte Ausbildung dieser Theile gehindert,

und im Fall daß der Druck die Mitte derselben trift, wird ihre gleiche Ründung und Härtung gestört. Lauter Nachtheil, lauter unersetzlichen Schaden für die Reize der Besitzerinn! Eine schöne Gorge ist in gewissen Absichten von der größten Wichtigkeit: es ist, mit dem Obersten von Waldheim zu reden, schwere Kavallerie. Die einzubüßen, wenn es hätte vermieden werden können, die einer übel gebaueten Schnürbrust, einer Anglomanie aufzuopfern, ist unverantwortlich.

Aber noch unverzeihlicher ist diese Verwahrlosung und Mißhandlung hofnungsvoller Brüste, wenn man bedenkt, daß die künftige Gattinn eines Biedermannes einmal die erste Pflicht der Mutter erfüllen soll, wofern ihr nicht der Himmel den besten Segen der Ehe entzieht, oder sie selbst kein Mutterherz hat.

Durch jenen Druck werden diese Theile zu Erreichung der weisen und gütigen Absicht des Schöpfers ungeschickt: sie dienen entweder gar nicht, oder nicht in gehöriger Maaße und ohne Beschwerde, peinliche Beschwerde, zur Stillung des Kindes an der mütterlichen Brust.

Denn entweder gelangen die Brüste nicht zu der Größe, die sie haben müssen, wenn sie Milch genug enthalten sollen; oder, welches weit öfterer der Fall ist, die Warzen werden in ihrem Anwachs und Ausbildung gehindert.

Wenn eine Mutter nicht Milch genug in den Brüsten hat, so ist dies zwar mit keinem körperlichen Schmerz verknüpft; aber in der Seele muß es ihr weh thun, wenn sie die Frucht ihres Leibes, den Sohn ihres Gatten nicht sättigen kann; wenn sie genöthigt ist, das süße Geschäft, ihn zu stillen und zu erquicken; durch die zärtliche Pflege, den mütterlichen Dienst, den er schon in den ersten Tagen erkennt und wofür er Dank lallt und lächelt, den Keim der kindlichen Liebe zu entwickeln; ihn im Genuß dieser reinen Wollust an das Herz zu drücken, unter dem er gelegen hat; ihn mit ihrer Milch zu nähren, daß sie sagen könne: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blut! — wenn sie das Geschäft, sage ich, einer Fremden überlassen muß.

Sind die Brustwarzen nicht beide von gehöriger Bildung und Größe, so daß der Säugling sie mit dem Munde recht fassen kann, so steht die Mutter doppelte Schmerzen aus, und ist in nicht geringer Gefahr wegen der Folgen. Je weniger das Kind saugen kann, je weniger wird die Brust ihrer Milch entledigt, je mehr sammelt diese sich an: und je mehr die Brust davon ausgedehnt wird, je platter, folglich auch je ungeschickter wird die Warze zu ihrem Dienste.

Das gibt denn nun die kläglichsten Scenen. Das Kind bemüht sich vergebens die Warze zu

fassen

fassen und aus der Milchquelle zu schöpfen. Die Mutter peinigt sich vergebens, dem kleinen Hungernden zu Hülfe zu kommen: beide werden von diesen fruchtlosen Versuchen abgemattet.

Jedoch die Mutter leidet am meisten, sowohl von der eben erst gedachten schmerzlichen Empfindung, als auch von der gewaltigen Spannung der Brüste, in welchen nun leicht Verstopfung, Geschwulst, Entzündung und Eiterbeulen entstehen.

Der Säugling muß sich dann von der geliebten Mutterbrust scheiden, muß sich entweder von einer Amme stillen, oder mit Kuhmilch und allerley Schlampampe füttern lassen, oder man knebelt ihn wohl gar mit einem Brodlappen.

Dies unnatürliche Stopfen und Pfropfen der armen Kinder mit Mehlbrey, Haberwellgen, Zwieback u. s. w. muß wohl am öftersten in den untersten Klassen unserer Mitbürger statt finden, wo es einer Mutter nicht möglich ist, eine Amme an ihre Stelle zu setzen.

Nun tragen aber die Töchter der gemeinen Bürger, wenigstens in den nordlichen Ländern, die schlechtesten, die plattesten Schnürleiber: und die sind es auch, die mit ihren Brüsten und Brustwarzen die meisten Verdrüßlichkeiten haben, wenn sie Mütter werden.

Inzwischen würde auch bey den sogenannten hübschen Leuten, bey manchen bürgerlichen Damen

und

und adlichen Weibern diese Quaal häufig bemerkt werden, wenn die meisten es nicht für den guten Ton hielten, ein liebes Kind an fremder Brust — leiden zu lassen.

Hier sieht man nun, wie viel daran gelegen ist, daß eine Schnürbrust oben nicht zu platt ist, und zumal daselbst nicht zu eng geschnürt wird, damit die izt erwähnten kläglichen Folgen nicht statt finden mögen.

Der unterhaltende Arzt wird freylich wohl in dem Mittelstande, dem mit dieser Warnung gedient wäre, keine Leserinnen finden; er darf sich jedoch schmeicheln, daß unter denen in einer höhern Klasse, die diese Blätter ihrer Aufmerksamkeit würdigen, eine und andere edel genug denken wird, um die geringern Mütter, auf die sie einen Einfluß haben kann, in diesem wichtigen Punkte zu unterrichten.

Uns Aerzten, uns medicinischen Rüstzeugen der Aufklärung und Menschenliebe, macht unsere Sorglosigkeit in dieser für den tiefsehenden Bürgerfreund und Philanthropen keinesweges gleichgültigen Punkt, keine große Ehre. Von Ammen und Ammenprüfungen und Ammenkontoiren, und, fast hätte ich gesagt Ammenfabriken hat man genug gehört; aber wie viel ist wohl dem Volk von der Schonung und beförderten Ausbildung der weiblichen Brüste und Brustwarzen, dieses wahren Mittels, eine ehrliche Frau des ganzen Ammen-

menkrams zu überheben, gesagt worden? Wie viele Aerzte und Volkslehrer haben wohl die Mütter ermahnt, in der physischen Erziehung der Kinder auf diese, in der Folge so wichtigen Theile beyzeiten Acht zu haben; beyzeiten dafür zu sorgen, daß es den Töchtern dereinst nicht an irgend einer Erforderniß zum Kinderstillen mangele?

Wie man mit Brustwarzen zu verfahren habe, wenn — es schon zu spät ist, davon liest man ein Langes und ein Breites. In diesem wahren Post festum haben die Schriftsteller von jeher mit einander gewetteifert, wie denn auch von jeher das Krankheiten heilen den meisten Kunstgenossen mehr gegolten hat, als das Krankheiten verhüten.

Eine wahre Hausmutter, die Töchter hat, muß schon lange vor der Mannbarkeit darüber wachen, daß die Brüste gehörige Größe und wohl gebildete Warzen bekommen; daß weder eine schlechte Schnürbrust noch ein anderes Kleidungsstück die völlige Entwickelung und Ausbildung dieser Theile hindere; und daß auch einer natürlichen, nämlich durch kein Versehen solcher Art veranlaßten Unvollkommenheit der Brustwarzen beyzeiten abgeholfen werde.

Auch zu den vielen Mängeln, die in den meisten Büchern von der Behandlung der Schwangern und Kindsbetterinnen bemerkt werden, gehört dies, daß nicht ausdrücklich empfohlen wird,

früh genug den hofnungsvollen oder hofnungslosen Zustand der Brüste bey der Schwangern zu untersuchen, und nicht dann erst, wenn keine Bemühungen mehr etwas hinlängliches ausrichten können, nämlich wohl gar erst nach der Entbindung, wenn nun, wie es öfters buchstäblich wohl heissen mag, das arme Leben angehen soll, sich darum zu bekümmern.

Eins der einfachsten Mittel, die Warzen hervorzuziehen, ist das gelinde Zerren, noch mehr aber das Saugen an denselben.

Dies leztere geschieht entweder mit einer Geräthschaft, wie vorzüglich mit der von Hrn. Prof. Stein zu Kassel 1773 bekannt gemachten Milchpumpe, die alle Empfehlung verdient, oder mit dem Munde eines Menschen. Denn ein junges Thier wird nicht anfassen, wenn es keine Milch findet.

Das Saugen einer gesunden Person wäre wohl immer das beste Mittel. Denn erstlich ist es unendlich leichter und bequemer als alles Pumpen. Zweytens kann eine solche Person die Warze zu den Bedürfnissen des künftigen Säuglings besser bilden. Drittens lockt der Eindruck, den ein warmer Mund und die Berührung der Zunge auf die Brustwarze macht, weit mehr Säfte in diesen Theil, als das bloß mechanische Saugen einer leblosen Geräthschaft thun kann.

Welche Gefühle der sanfte Druck der Warze zwischen den Lippen des Säuglings durch das ganze Nervensystem verbreitet, weiß jede Mutter, die ihr Kind selbst gestillet hat. Sie kann nicht läugnen, daß diese Empfindungen unaussprechlich angenehm sind, und daß sie ihr das Säugungsgeschäft physisch eben so süß gemacht haben, als es das Bewußtseyn erfüllter Pflicht und ergossener Mutterliebe moralisch behäglich machen können.

Inzwischen wäre es dieser Empfindungen wegen wohl nicht rathsam, daß bey unverheiratheten Mädchen dergleichen lebendiges Saugen verstattet würde. Man müßte es lieber bis nach der Hochzeit versparen, bis an diejenige Periode des Ehestandes, wo eine allgemeine Empörung von Fleisch und Blut, ein Lauffeuer durch die Nerven, vielmehr erwünscht käme, und wo dem jungen Manne, der in einem Meer von Seligkeiten schwimmt, ein jedes Succedaneum willkommen ist.

Jedoch ich breche hier ab, um mich nicht in eine Materie zu vertiefen, die mit allem ihrem Nutzen für gewisse Leser, andern Aergerniß geben dürfte. Diese werden sagen, daß Aerzte von solchen Dingen nur in der Sprache der Gelehrten mit einander reden und dergleichen gar zu natürliche Sachen einander gleichsam ins Ohr sagen müssen. Das wäre auch freylich ganz richtig, wenn nur das, was die Aerzte für einander schrei-

ben, nicht auch unmedicinische Leser fände und also doch bekannt würde: und wenn das, was der eine Aeskulap von dem andern lernt, nur auch da, wo daran gelegen, wieder bekannt gemacht und angewandt würde; wenn nur die Herren Aerzte in allen und jeden Fällen Kleinen und Grossen den nöthigen Unterricht geben wollten. Das sieht man aber nicht. Kein Theil der Diätetik wird von den meisten Klinikern weniger berührt, wenn es auf die Vorbeugung oder Heilung von Krankheiten und Beschwerden ankömmt, als der so von dem Zeugungsgeschäfte und den dahin gehörigen Erfordernissen, Trieben und Fehlern handelt, der doch auf Gesunde und Kranke den größten Einfluß hat.

Ueberhaupt sieht man hier, wie falsch es ist, daß Natur und Moral, wie gewisse neuere Weise uns einbilden wollen, allemal sich mit einander vertragen. Die gepriesene Mutter gebeut dem Arzt, ihrem Priester, dem Menschengeschlecht nichts zu verhehlen, keine Wahrheit vorzuenthalten, die zu dessen physischen Wohl dienen kann; aber wenn er so spricht, als er dem zufolge sprechen muß, so beleidigt er das, was ihm eben so heilig seyn sollte, als Natur und Wahrheit, eine von den Tugenden, die er vorzüglich besitzen sollte, — die Ehrbarkeit.

So befiehlt auch die Natur dem Manne, der sich eine Gattinn wählen will, daß er eine solche

suche,

suche, die ihm gesunde Kinder geben und diese selbst stillen kann. Soll er diesem Gebot gehorchen, so kann er doch nicht auf ein Gerathewohl freyen: er muß doch in ein gewisses Detail gehen, ein wenig zusehen. Aber wenn er nun z. B. die beiden Milchbrunnen, woraus seine künftigen Kinder schöpfen sollen, in Augenschein nehmen will, so kömmt die Morale und schlägt ihn auf die Finger.

Gut ist das auch, daß der Freyer nicht gar zu kritisch zu Werke gehen darf: manches in allem Uebrigen höchst liebenswürdiges Mädchen würde alsdenn Gefahr laufen, wie schiefgerathenes Porcellain, ausgeschossen zu werden.

Wir wollen izt noch ein Paar leblose Hülfsmittel zur Hervorziehung und Ausbildung der Brustwarzen den jungen Weibern und unverheiratheten Mädchen anrathen. Und da die Steinsche Brustpumpe wohl für eine und andere zu theuer seyn möchte: denn sie kostet zehen Reichsthaler; so wollen wir noch zweyerley Ausdehnungsmittel anführen.

Das erste ist dies. Man legt des Abends an der Brust hinter der Warze ein nicht gar zu schnürendes Band an, wodurch ein kleiner Theil der Brust in keglichter Gestalt hervorzutreten genöthigt und in diesem Hervortritt erhalten wird. Das erregt eine Anschwellung und Erhebung der Warze. Diese kann nachher auch selbst in ihrem

äußersten Umfange auf gleiche Weise gebunden werden, bis daß sie ihre gehörige Größe und Bildung erhalten hat.

Das andere Mittel, welches einer von meinen Freunden hier im Lande sehr nützlich gefunden hat, besteht darin, daß man ein Paar Galläpfel aushöhlt, und zwar an der Seite, die dem Loch, das das Insekt hinterlassen hat, gegen über ist. Man macht die Höle so groß, daß die Spitze eines Fingers hinein kann. Darauf legt man sie in Franzbranntwein, und läßt sie darin erweichen. Wenn sie von dem Branntwein wohl durchgezogen worden, legt man sie über die unvollkommne Warze. Alle Abend und Morgen wiederhohlt man dies, so lange als nöthig ist.

Ein paar Worte vom Weintrinken.

Parce mero.
Trink mäßig Wein.

Dieß ist die erste Gesundheitsregel, die dem Könige von Engelland, Robert dem Normannier, von der Schule zu Salerno empfohlen worden.

Daß der Wein sollte so gefährlich seyn, daß man ihn mäßig, mit Einschränkung und Vorsicht genießen müsse, als wenn es eine Arztney, oder vielmehr ein Gift wäre, das wird vielen gar nicht recht einleuchten. Man wird sich auf manchen Weintrinker berufen, der gesund und stark ist, der aller Aerzte und ihres Raths lacht, und bey seiner Flasche alt und grau wird. Freylich sieht man nur gar zu viele Bacchuspriester, die so stark sind, als die Mutter ihres Fasses, auch so rund als ihr Faß, und so schön roth, daß die Schildwachen bey Pulverthürmen sie nicht zu nahe kommen lassen. Sie trinken den Rebensaft aus vollen Bechern, und er schadet ihnen nicht mehr als den Bechern. Nur das Antlitz wird davon feiner: der Wein scheint durch *). Sie gleichen einem wohlthätigen Leuchtthurme.

Aber gegen einen solchen unerschütterlichen Körper, dem der Wein nicht mehr anhaben kann,

 als

*) Plerumque sane a facie haec pestis incipiens, tanquam ignis de specula procul conspicuus effulget.
ARETAEVS.

als das Meer den Klippen Albions, gibt es immer neun, die das Zipperlein für die vollen Becher büßen läßt, denen es für jeden frohen Rausch einen Stich zuzählt, der von der Zehe bis in die Zirbeldrüse geht.

Und auch diejenigen, die bey dem Saft der Reben die blühende Gesundheit eines Domherrn und die Stärke eines Athleten behalten, beneide ich deswegen nicht. Lieber will ich Wasser trinken und kränkeln, als beym Wein stehen wie eine Eiche, fühlen wie eine Eiche, denken wie eine Eiche, und niederstürzen wie eine Eiche. Lieber will ich mich bey meinem Wasserkruge mit Gicht und Rhevmatismen, mit Atonie und Hypochondrie plagen, als bey jedem Glase fürchten vor einem bösen schnellen Tode.

Bruder Hein weiß, daß mancher Schlemmer so unüberwindlich ist als Gibraltar. Er sieht wohl, daß bey denen die langwierigen Blokaden, die methodischen Belagerungen nichts ausrichten würden, zumal da es doch auch noch wohl einen Elliot von einem Arzt gibt, der einen glücklichen Ausfall thut, und mit Cantharıden ganze Werke verbrennt. Bey solchen Kolossen macht der Tod daher gerne einen Coup de main, und nimmt die Lebenskräfte auf dem Bette und den Kommandanten im Bade gefangen, wie auf S. Eustathius geschah.

Da liegt denn nun der Eichbaum. Nie wird er wieder stolz da stehen, und seine krummen Arme ausstrecken, und den Sturm herausfordern.

Ja, der Unglückliche, der unter der grausamen Hand des Schlagflusses hat fallen müssen, der sich selbst durch lange Züge des Rebensafts diesen Fall bereitet hat, zeigt uns die Folge seiner Unmäßigkeit in einem schrecklichen Bilde. Da liegt er nun als ein Klotz, mit rothem aufgetriebenem Gesicht, mit zugemachten Augen, mit schnarchendem Athemholen, mit halb offenem überfliessendem Munde, ohne Sinnen, ohne Bewußtseyn, ohne Sprache; er sieht und hört nicht, er fühlt nichts, er vernimmt nichts, weder das Pulsfühlen des Arztes, noch die Wirkung der Hülfsmittel, noch die Klage des betrübten Weibes, noch die Stimme theilnehmender Freunde.

Und wenn er sich denn endlich erholt, so wird er doch nimmermehr wieder was er war. Lange bleibt der halbe Leib lahm, der Mund verzogen, der Blick verstört, die Sinne stumpf. Lange ist er sich und andern eine Last, genießt selbst nicht der Freuden des Lebens und verdirbt sie den Seinen. Man muß ihn füttern und reinlich halten als ein Kind, und bey jedem Anlaß weint er als ein Kind.

Ein solcher kläglicher Hemiplegikus sollte an allen Oertern, wo dem Vater Bacchus geopfert wird, und in jedem Kämmerlein, wo ein schaamhafter

hafter Zecher seine einsame Flasche leert, als ein Schreckbild aufgestellt werden.

Jedoch, man würde nichts damit ausrichten; wo die Versuchung lockt und die Gewohnheit gebeut, da hilft kein Schreckbild, so wie keine Sittenpredigt helfen würde. Das rührendste Gemählde macht keinen Eindruck auf eine Seele, deren sich der Weindurst einmal bemächtigt hat. Man lasse nur die lächerlichsten Karrikaturen, die scheußlichsten Krankheiten, das jämmerlichste Elend, alle diese Früchte des Schwelgens nach dem Leben schildern, und sie neben einem lustigen Gelage aufstellen, wenn nur erst eine unschuldige Flasche den Kopf aufgewärmet und die Zunge gelöset hat, und man wird sehen, daß sich Niemand daran kehrt.

Nein, wenn erst der bachanalische Rundgesang sich hören läßt, würde man alle jene gemahlte Gauche und Krüppel für eitel durstige Väter halten. Und wenn dann auch der Weise von Cos, mit Cato, Plato, Sokrates, und dem erhabenen Aristoteles, und die ganze Schule von Salerno hereinträten, und mit aufgehobenem Zeigefinger ermahnten, so würde man jedem ein volles Glas schenken, und die gesamte Gesellschaft der Weisen bitten, sich mit an den Tisch zu setzen und mit zu klinken.

Allerdings muß man nicht einen jeden, den ein Schlagfluß trifft, für einen Schwelger halten. Diese erschreckliche Krankheit kann auch von Lei-

den-

denschaften, von einer gewissen Beschaffenheit der Luft, von einer Schwäche, von verborgenen Fehlern im Körper, von zurückgetretener Gicht und mehrern andern Ursachen entstehen. Jedoch eine der gewöhnlichsten dieses Uebels ist Ueberladung des Magens, und Erhitzung des Bluts von starken Getränken.

Dies beweist nicht nur die Erfahrung, sondern auch die auffallende Aehnlichkeit, die die oben beschriebene Art des Schlagflusses (man nennt sie in der Kunstsprache Apoplexia sanguinea) mit einem hohen Grade der Trunkenheit hat. Dieser ist in der That von dem Schlagfluß nur darin unterschieden, daß er eher vorbey ist, keiner andern Arztneyen als des Schlafes bedarf, und keine Lähmung zurückläßt.

Die guten Herren, die fleißig ihre Flasche leeren, es mag nun in einer liebreichen Familiengesellschaft, oder in einem feyerlichen Gelage, oder in einem vertraulichen Klub, oder unter zwey nachsichtsvollen Augen geschehen, mögen sich also nur in Acht nehmen, und nicht zu viel auf die Jungfräulichkeit ihrer großen Zehe, oder ihren bisher allemal glücklich ausgeschlafenen Rausch trotzen. Welche Gewißheit haben sie, daß der Krug nicht so lange zu Wein geht, bis daß er bricht? Wie können sie wissen, das wahre Maaß zu treffen? Der Arzt selbst ist nicht einmal im Stande, alle mitwirkende Umstände zu berechnen, zumal da deren so viele ganz unerforschlich sind.

Nichts

Nichts ist unsicherer als das Prognostikum, das die Zechbrüder sich und ihren Freunden setzen. Ich erinnere mich eines merkwürdigen Vorfalls dieser Art. In einem gewissen hiesigen Weinhause kommen verschiedene alte Knaben zusammen, und trinken ihre Flasche. Niemand verlangt jedoch mehr als einen halben Pegel *) zur Zeit, wie solches verständigen nüchternen Leuten geziemt. Aber bey jeder angenehmen Neuigkeit trinkt man für eitel Freude noch einen halben Pegel, und hört man etwas unangenehmes, so macht man es aus lauter Verdruß eben so. Die aufgehobenen Klöster im Oesterreichischen haben diesen wackern Männern manchen wackern halben Pegel gekostet. — Eines Abends traf es sich, daß ich hinter zween von diesen halben Pegeln herging, als sie von dem Weinhause kamen. „Deucht Ihnen nicht, mein liebster M—," sprach der Eine lallend, „daß unser Freund P— sich ungemein verändert hat? Der Mann macht es gewiß nicht lange mehr. Seine Augen wollen mir gar nicht gefallen. Ich fürchte, ich fürchte, wir sehen einander nicht viel mehr. Er nimmt sich auch nicht in Acht: er trinkt der halben Pegel zu viel. Nicht wahr mein Bester?" — Nach einigen Tagen war der besorgte Zechbruder selbst dahin, und sein Freund P— lebt diese Stunde noch.

Ausser

*) Ein Pegel ist so viel als der achte Theil einer Kanne oder eines Maaßes.

Ausser dem Schlagflusse und dem Zipperlein und allen dessen Masken und Bastarden, kann auch viele Säure und eine große Schwäche des Magens, eine Verhärtung am Magenpförtner, eine Verstopfung der Eingeweide, und vermöge dieser die Wassersucht, eine und andere Hautkrankheit, und das ganze Heer von Steinbeschwerden, die Folge voller Becher seyn. Ich werde aber anderswo Gelegenheit nehmen, auch diese bekannten Wahrheiten mit andern Worten vorzutragen.

Diesmal will ich nur einen Rath beyfügen, der von der größten Wichtigkeit ist, und den man doch noch nicht oft genug eingeprägt hat.

Die plötzlichen Bekehrungen und Besserungen des Lebenswandels mögen im Christenthum ihren Wehrt haben; auch in Schauspielen kann der fünfte Akt eine solche Verwandlung nöthig machen; aber in der Diät muß man gar nicht daran denken. Eingewurzelte Fehler in der Lebensordnung müssen nicht auf einmal ausgereutet, sondern erst zum Welken gebracht, und dann weggerissen werden. Nichts ist gefährlicher als das entgegengesetzte Aeusserste in Gesundheitssachen.

Wenn also ein Mann sich einmal angewöhnt hat, eine Flasche beym Mittagsmahl und noch eine beym Abendessen zu leeren, und sich dabey in vielen Jahren wohl befunden hat, auch ohne Zipperlein und Nierenstein an sein funfzigstes gelangt ist,

ist, so muß er nicht aus Furcht vor diesen Uebeln dem Wein entsagen, und den Wasserkrug zur Hand nehmen. Das würde ihm übel bekommen. Die Fabrik seiner Lebenskräfte heischt nun einmal den gewöhnlichen Zufluß von Materialien: sein Hirn ist an eine gewisse Ausdehnung von aufwallendem Blut gewöhnt. Fällt diese Aufwallung, dieser Zufluß auf einmal weg, so ist es mit den Lebenskräften, dem Wohl und der Wirksamkeit des Hirns auch bald vorbey.

Das ist nur gar zu oft die Ursache eines tödtlichen Schlagflusses, einer schwarzen Melancholie und anderer kläglichen Uebel.

In der That, der Schlagfluß der die Weintrinker trifft, überrascht sie eben so oft wenn sie gar zu nüchtern sind, als wenn sie schon ihre gewöhnliche Dosis bekommen haben. Wenn ein solcher Zechbruder des Morgens früh an seine Geschäfte muß, ehe er sein Labsal bekommen, und damit so zu sagen die Uhr seines Nervensystems aufgezogen hat, ist er in der größten Gefahr eines Schlagflusses.

Wer nun in seinem funfzigsten Jahre, ja noch wohl zehen Jahre früher, sich des Weintrinkens zu entschlagen gedenkt, der gehe äusserst vorsichtig zu Werke, breche sich ja nicht zu viel auf einmal ab, und biete der Natur einen Ersatz, in gutem, gesunden, erquickenden Bier, oder in einem andern Wein, der in geringerem Maaße nicht viel geringere Dienste thut.

Je weiter er schon auf seiner Laufbahn gekommen ist; je mehr es schon mit ihm bergab geht; je größere Termine wähle er zur Verminderung seines Täglichen; je weniger lasse er sich einfallen, dem Rebensafte gänzlich zu entsagen.

Ist seine Lebensart sehr schwächend, ist die Luft sehr feucht oder mit fäulichten Dünsten geschwängert; so sey er um so viel vorsichtiger in der Aufopferung seines Labsals.

Was den Podagristen anbetrifft, der ebenfalls beym Weine schon alt und grau geworden ist, so muß der sich noch am meisten für die geringste Neuerung in Rücksicht auf das gewöhnliche Maaß seines Weins hüten. Nichts wäre für einen solchen Krüppel schädlicher, als sich dieses Getränkes zu berauben. Freylich gibt der Rebensaft das Zipperlein; aber wenn er es einmal gegeben hat, so hält er es auch drey Schritt vom Herzen.

Keine Wahrheit in der ganzen Arztneywissenschaft ist gewisser, als daß der edelste Wein auch das sicherste Mittel ist, ein eingewurzeltes Podagra in Respekt, in seinen natürlichen Schranken zu halten, und es wohl gar aus dem Magen hinab in die Zehe zu weisen. Ich kenne einen Podagristen, der nur nasse Füße zu bekommen braucht, um sogleich von Uebelkeiten, Würgen, Kälte und Schmerzen im Magen und dem gesammten Personale des im Magen residirenden Zipperleins befallen zu werden. Augenblicklich schleppt er sich, so seekrank als er ist, nach dem ersten besten Weinkeller,

keller, läßt sich eine Flasche guten Madera geben, und trinkt so lange, bis daß der Schmerz den Magen verlassen hat und die alten Empfindungen im Fuße sich wieder einstellen. Gebeugt kam er; hinkend geht er wieder weg.

Beyspiele machen immer größern Eindruck als Lehren. Für alle Aerzte, die einen William Hunter, jenen ganz vortreflichen Wundarzt, Geburtshelfer und Zergliederer, aus seinen unschätzbaren Schriften, wo nicht gar aus persönlichem Umgange haben kennen lernen, muß es eine unvergeßliche Erinnerung seyn, daß dieser große Mann ein Opfer des Vorurtheils, von der Gefährlichkeit hitziger Mittel bey einem in den Magen getretenen Zipperlein, geworden ist. Er blieb in einem solchen Zustande, alles Zuredens seiner Freunde ungeachtet, bey der kühlenden Methode, und setzte darüber das Leben zu.

Etwas zur Abwechslung.

Man hört zuweilen ganz verständige Leute sagen, es sey gesund von Zeit zu Zeit einen guten Rausch zu haben; die Gesundheit fordere auch von Unverheiratheten gewisse Opfer auf den Altären der Göttinn von Paphos u. a. m. Frägt man denn, wer dergleichen falsche und unmoralische Sätze habe behaupten können; so antworten sie getrost, sie hätten es von Aerzten gehört. Ich darf aber versichern, daß kein rechtschaffener Arzt jemals einen Rath kann gegeben haben, der den Sitten und der Religion zuwider gewesen wäre. Wenn es auch den guten Leuten so vorkommen mag, als wenn es ein Arzt, ihr eigner lieber und wehrter Hausarzt gewesen wäre; so haben sie sich doch darin geirret. Es ist zuverläßig eine ganz andere Person gewesen, die alle mögliche Gestalten annehmen kann. Ich will mir die Freyheit nehmen, den Lesern eine sehr glaubwürdige Geschichte vorzulegen, die der berühmte englische Dichter Gay *) von der gedachten Person erzählt.

Ein

*) In seinen sogenannten Fabeln. Man erlaube mir, den kurzen bündigen Text mit herzusetzen.

Ein Taschenspieler (gleich viel wie er hieß;)
Kam nach der Königinn der Städte, ließ
Die stolzen Britten seine Künste sehen,
Und spickte seine Börse mit Guineen;
Doch nahm er auch wohl Silber an.
Man gönnte zwar dem Wundermann
Die schönen wichtigen Guineen,
Das reine Silber nicht; doch mußte man ihn sehen.
So pflegt es ja in Deutschland auch zu gehen.
Des Morgens patriotisches Geschrey:
„Wie lange werden noch die Possen währen?
Des Hokuspokus könnte man entbehren.
Was sieht man denn an dieser Gaukeley?
Die Herrn des Raths, die sollten's hübsch verwehren.
Die Stadt verliert zu viel dabey!“ —
„Die Herrn des Raths! Ey, Freund, die geh'n ja frey.
Ja, wenn erst die des Dinges müde wären,
So müßte sich der Narr schon seiner Wege scheeren.“
Das ist der Ton des Morgens. Gleich darauf
Wacht doch die alte Eva wieder auf.

Nur

A juggler long through all the town
Had rais'd his fortune and renown,
You'd think, (so far his art transcends,)
The Devil at his fingers ends.

Vice

Nur einmal will man noch den Bettel sehen;
Nur diesen Abend noch; und dann weiß Gott!
nicht mehr.
Ja wenn die neue Kunst nicht angekündigt wär,
So würde man gewiß nicht aus der Stelle gehen.

Jedoch zur Sache. Unser Becherheld
War so geschickt, als einer auf der Welt.
Denn alle jene großen Geister,
Die unser heutiges Europa ehrt
Und lohnt, als wären sie es wirklich wehrt,
Der Amsterdammer Pohlsche Meister,
Pinetti, Mattox, Philadelphia,
Und Comus alias Le Dru, et cetera,
Die waren gegen ihn nur Schüler.
Er war das Muster aller Taschenspieler,
Ihr großes non plus ultra —. London fand
Ihn so durchtrieben und gewandt,
Für Menschensinne und Verstand
So ganz unfolgbar, unbegreiflich,
Daß jedes Koffeehaus, nachdem es reiflich
Die Sache debattirt, der Meinung war,
So außerordentliche Künste gingen
Natürlich und mit rechten Dingen

Vice heard his fame, ſhe read his bill;
Convinc'd of his inferior ſkill,
She ſought his booth and from the croud
Defy'd the man of art aloud.

Unmöglich zu. — Des lachten zwar
Die Männerchen, die Haare auf den Zähnen
Und Hirn im Kranium zu haben wähnen,
Wenn sie durch richterlichen Spruch
Den Teufel und die Höllenflammen,
Als eitel Rockenlahr und Pfaffentrug
Und närrischen Popanz verdammen.
Doch waren die Diktatorchen,
Zum Hohn der Abergläubischen,
Bey dieser Gaukeley zugegen,
Und sah'n, wie jeder Zaubersegen
Die abentheurlichste Verwandlung nach sich zog,
Wie Doktor Faustens Kopf im Glase flog,
So stunden sie, die Sünder, und erblaßten.
Und eh sie sich als Weise wieder faßten
Und wieder lächelten, entfiel
Den Wichten doch ein Wort von Teufel mit im Spiel.

Bald hörte auch das Laster Jeden
Von diesem Wunderthäter reden.
Denn wer ihn nur gesehen hatte, sprach
Mit Hochgefühl von ihm. Das sprachen Andre nach.

Wer

Is this then he, so fam'd for slight?
Can this slow bungler cheat your sight?
Dares he with me dispute the prize?
I leave it to impartial eyes.
Provok'd the juggler cry'd, 't is done:

By

Wer kann, will lieber selbst posaunen,
Wärs auch nur en second, als wiederkäuend staunen.
Die ausposaunte Mähr kam bald die Hauptstadt rund.
Auch jedes Zeitungsblatt that diese Wunder kund:
An jeder Gassenecke stund
Auf farbichtem Papier von fremder Kunst zu lesen,
Von Kunst, dergleichen nie gewesen,
Von Menschenaugen nie gesehen sey,
Vom Kamschatdalen bis zum Irokesen,
Vom Nordkap bis zur Tafelbay.
Nun erst ein Gleichniß. Blaßgelb und erbittert
Sitzt auf dem Ball die Frau Assessorinn;
Das Auge blitzt, die bleiche Lippe zittert,
Und jeder Zug verräth den Racheschwangern Sinn;
Wenn ihr die schlecht und rechte Amtmänninn
Des besten Tänzers Hand entrissen,
Und izt mit frohem Muth und ruhigem Gewissen,
Gerad als käm's ihr zu, im ersten Paar hinschwebt,
Und aller Blick an ihren Schwüngen klebt.

By turns this here, that there, convey'd;
The cards, obedient to his words
Are by a fillip turn'd to birds;
His little boxes change the grain

So auch das Laster über den Elenden,
Der mit der gröbsten Prahlerey
Sogar das Brittenvolk zu blenden
Sich träumen läßt. Es reißt mit eignen Händen
Das gelbe lügende Papier entzwey
Und schwört, bey seinem schwarzen Vater,
Dem Frevler Hohn; es schwört, es wolle ihn
Auf seinem bretternen Theater,
Vor seinem Zaubertisch, zur Strafe ziehn.

Es geht und drängt sich durch die dichten Reihen.
Die abgedroschenen Bonmots,
Das nie erschöpfte Selbstlob hört es bloß
Mit bitterm Lächeln an. Das kann es ihm verzeihen:
Wer klein ist hilft sich wie er kann;
Auf Stühle steigt das Kind, auf eignes Lob der Mann.
Nur hätten das die klugen Britten wissen,
Und einen Prahlhans nicht urstracks vergöttern müssen.

Izt fing er mit den Bechern an, und ließ
Die alten Drillinge die wohlbekannten Sachen,
Die

Trick after trick deludes the train;
He ſhakes his bag, he ſhows all fair
His fingers ſpread and nothing there.
Then bids it rain with ſhowers of gold
And now his iv'ry eggs are told;

But

Die Prolegomena zu bessern Künsten machen.
Drauf nahm er ein Spiel Karten, wieß
Was unten lag, (es war Trefbube;) bließ
Aufs wohlgemischte Buch, bat, gnädigst nachzuzählen.
„Es muß kein einzigs Blatt drinn fehlen.“
Man zählt und sucht, man sucht und zählt;
Es mangelt doch ein Blatt, Trefbube fehlt.
„Sie haben Recht, ma foi! Da hab ich mich betrogen.
Er fehlt fürwahr. Der Mann des Volks ist fort,
In einem Luftballon davon geflogen.
Doch wart, wir wissen schon den Ort,
Wo wir dich werden wieder finden.“

Sprach's, winkte eines Bischofs Hauskaplan,
Fern auf der sechsten Bank. „Sie werden uns verbinden.
Der kleine Blanchard hat izt seinen Flug gethan,
Und ist vermuthlich noch am Leben.
Belieben Sie geneigt, ihn wieder herzugeben.“

Roth ward der Herr Magister, als ein Blut.
Denn sieh, Trefbube steckte in dem Hut;
Und klatschend rief man aus: das macht er gut!

But when from thence the hen he draws
Amaz'd spectators hum applause.
Vice now stept forth and took the place
With all the forms of his grimace.

Das Laster schäumte izt für Wuth.
„Wie?“ schrie es gegen die gedrangen Reihen;
„Sind diese lächerlichen Kindereyen
Die Wunder die der Halbgott thut?
Ha! dürfte er mit mir sich messen,
So würde meine Kunst die seine fressen.“
„Topp!“ rief der Virtuos. „Es kömmt drauf an.
Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann:
Das Werk muß seinen Meister preisen.
Ja, kommen Sie nur her, mein Schatz,
Ich überlasse Ihnen meinen Platz:
Und können Sie was bessers weisen,
Als ich auf meinen weiten Reisen
Vor Kaisern, Königen und Fürsten hab gezeigt,
Und als anitzt die Herren, hochgeneigt —“
„Elender Prahler, schweig! Pack deinen ganzen Plunder
Von Jahrmarktskünsten aus, und sieh dann meine Wunder.“

Der Gaukler schmeckte izt im Geiste schon
Den herrlichsten von Taschenspielersiegen,
Und stimmte sich mit kitzelndem Vergnügen
Den heisern Hals zum Jubelton.

Man

This magik looking-glaſs, ſhe cries,
(There hand it round,) will charm your eyes;
Each eager eye the ſight deſir'd
And ev'ry man himſelf admir'd.

Twelve

Man schenkts mir wohl, von Stück zu Stück
zu melden,
Was er für seinen Ruhm den Abend that?
Wo ist der Deutsche, der noch keinem Helden
Von dieser Art geopfert hat?
Genug, er übertraf sich selbst: es glückte
Ihm jedes Eins zwey drey. Sein Spiel entzückte,
Bezauberte das Volk so sehr,
Daß viele sich mit hohen Schwüren
Vermaaßen, Jener müßte doch verlieren,
Wofern er etwa nicht der Satan selber wär.
Und man versprach sich schon, sein stolzes Prahlen
Mit wackerm Zischen zu bezahlen.

Das Laster stellte nun mit frohem Sinn
An den geheimnißvollen Tisch sich hin,
Dem Nebenbuhler gleich in Fratzen und Grimassen.
„Erst,“ sprach es, „hab ich hier ein Spiegelchen,
Eins von den sehenswürdigsten;
Das werden Sie geneigt umher gehn lassen.“

Der kleine Spiegel ging von Hand in Hand,
Und ward genug beguckt. Doch keiner fand
Das Sehenswürdige. Schon fing man an zu la-
chen;
Doch ließ das Laster sich nicht irre machen.

Twelve bottles rang'd upon the board,
All full with heady liquor stor'd,
By clean conveyance disappear,
And now two bloody swords are there.

A purse

Es forderte sein Spiegelchen zurück.
„Nicht wahr, das Ding will nicht viel sagen?
Doch, meine Gnädigen, nur einen Augenblick!
Bald wird es Ihnen baß behagen.
Es ist gewiß ein wunderschönes Stück.
Das Glas war freylich etwas trübe;
Jedoch, Sie sehn, ich überwisch es nur
Mit dieser herrlichen Tinktur,
(Der herrlichen Tinktur der Eigenliebe;)
So werden Sie ganz etwas anders sehn."

Und sieh! nun fand man es recht wunderschön.
So reizend war kein Spiegel noch gewesen,
So ganz vollkommen rein, so exemplarisch treu!
Denn alle sah'n sich fehlerfrey
Und konnten ihren Wahn bestätigt lesen.
Die welke längst entzahnte Buhlerinn
Fand jenes Immergrün, die Ninon drin;
Der freche Witzling sah Voltairen,
Und jeder Dichter, der Gewühl
Für Handlung hielt, und eitel Hochgefühl
In wilden Fratzen fand, erblickte Shakespearen.
Dem jungen Arzt, umringt von Griechentroß,
Wies das wahrhafte Glas den Mann von Cos,
Wohl zu verstehn, in seinen besten Jahren

Doch

A purse she to a thief expos'd;
At once his ready fingers clos'd.
He opes his fist, his treasure's fled,
He sees a halter in its stead.

Next

Doch schon der Krone wehrt, schon weise und erfahren.
Mit Hokus pokus filias
Und Lirum larum lilias
Erscheint izt edler Wein. Viel volle Gläser blinken:
Man sieht den Rebengott den Rebenfreunden winken.
Schon wässert mancher Mund. Doch auf ein Zauberwort
Sind alle volle Gläser fort.
Mit Grausen sieht das Volk dagegen
Zween lange blutgefärbte Degen.

Izt späht des Lasters scharfer Blick
Ein nobile par fratrum, reif zum Hangen.
„Ihr Herren, können Sie im Wurf die Börse fangen,
So fordre ich sie nicht zurück.“
Gesagt, gehascht. Die Börse war ein Strick.

Ein Sohn des Nichts, schon sehr geübt im Springen,
Voll juckender Begier nach hohen Dingen,
Stund wichtig schweigend da. Das Laster gab
Dem Thoren einen weissen Stab,
Das Zeichen freyer Macht zu schalten.

Nur

Next to a senator addressing
See this banknote; observe the blessing.
Breath on the bill. Heigh! pass! 't is gone
Upon his lips a padlock shone

A se-

Nur bat es fest, fest, fest zu halten.
Doch, wie versteinert stund er da,
Als er des Büttels Axt in seiner Rechten sah.

Ein wunderschön Projekt zu dreyer Reiche Frommen
Legt nun das Laster auf den Tisch,
Ersucht den Autor dann gefälligst herzukommen
Und aufs Papier zu blasen; aber frisch.
Er bläst auch als ein Mann. Mit Wundern und Vergnügen
Sieht man ein ganz Gebürg von purem Golde liegen.
Das heiß ich ein Projekt! Das ist ein Biedermann!
Der zeigt doch daß er nutzen kann
Und will. So mancher hat das Land betrogen,
Und ist dann mit dem Raub davon geflogen.

„Izt aber kömmt's auf eine Probe an.
Wird das Projekt zum wahren Heil gereichen,
Hat schnöder Eigennutz kein Theil daran,
So muß der Haufen Gold nicht von der Stelle weichen.
Izt blase wer da will und kann!"

Da

A second puff the magick broke,
The padlock vanish'd and he spoke.
She bids Ambition hold a wand;
He grasps a hatchet in his hand.

A box

Da bließ man nun aus Mund und Nase.
Und was geschah? Das rothe Gold verschwand,
Und aus dem rothen Gold entstand
Die allerschönste Seifenblase.
Die stieg und schwebte hin und her,
Und platzte ohne Laut, und war nicht mehr.
Der Autor selbst war fort. Das war ihm auch zu rathen.
Das Blasenwerfen pflegt nicht immer gut zu gehn.
Doch ließ das Laster ihn in einem Spiegel sehn.
Er saß daheim, ließ sich den fetten Raub wohl schmecken,
Und trank aufs Wohl der angeführten Gecken,
Und auf ein baldigs Wiedersehn.

Ein Mann, der auf den falschen Wellen
Der immer lauten Volksgunst schwebt,
Vor dessen ungezähmtem Bellen
Im Parlament der Schatzungsschöpfer bebt,
Wird izt ersucht, sich gütigst zu bemühen
Und aus des Künstlers Hand ein Zettelchen zu ziehen.
Er zog und las. Auf dem Papiere stund:
„Ein Jahrgehalt von funfzehnhundert Pfund
Sey dein; nur schone deine Lunge."

Indem

A box of charity ſhe ſhows;
Blow here: and a church-warden blows.
'T is vaniſhd with conveyance neat,
And on the table ſmoaks a treat.

She

Indem er lächelnd liest, erstarret ihm die Zunge.
Der Freyheit wilder Kettenhund
Wird stummer als ein Schranz bey finstern Fürstenblicken.
Doch ist die Zunge lahm, so kann der Kopf doch nicken;
Mehr braucht es ja beym Stimmensammeln nicht?
Das Laster nimmt das Blatt und reißts in Stücken;
Der Zauber ist vorbey, der Redner spricht.

„Hier sehen sie viel Gold, das thätiges Erbarmen,
Von einem Stauz erweckt, den unbekannten Armen
In seine Seele zugeschickt.
Wie wird der Doktor nun die frommen Gaben brauchen?
Wie wird der Lechzende erquickt?
Allons! Changez! Man sieht sechs leckre Schüsseln rauchen.

Ein Liebesritter, dürr und kahl,
War auch dabey, vielleicht was Junges auszuspüren,

Viel.

She next a meagre rake addreſt;
This picture ſee; her ſhape her breaſt!
What youth and what inviting eyes!
Hold her and have her. With ſurpriſe

A coun-

Vielleicht noch eine Unschuld zu verführen.
„Sie sind ein Kenner. Schauen Sie einmal
Dies saubre Stück. Sie sehen diese Wangen
Erregen klopfendes Verlangen.
Dies offne blaue Aug' und diese volle Brust
Verspricht die allerschönste Lust.
Behalten Sie's. Er nahm's um seiner Sünden willen.
Denn das geprießne Bild war eine Schachtel Pillen.

Ein Rechenpfennig, dünn und bleich,
Gebahr in eines Wuchrers Hand sogleich
Ein Dutzend glänzende Guineen.
Der Igel muß jedoch mit Wehmuth sehen,
Daß ihm das Laster diesen Schatz entzeucht
Und seinem galonirten Erben reicht.
Der glaubt, den Segen jenes Alten
Mit Kraftmannsfaust im Federhut zu halten.
Das Laster untersucht den hofnungsvollen Hut;
Ein Rechenpfennig war des Erben ganzes Gut.

Der Gaukler mußte nun beschämt gestehen,
Die Wunder, die er izt erstaunend angesehen,
Erreichte er und Andre nimmermehr.

Er

A counter in a miser's hand
Grew twenty Guineas at command,
She bids his heir the sum retain,
And 't is a counter now again.

The

Er båte nur, geneigtest zu erwågen:
Wår' ihm sein Nebenbuhler überlegen;
So kåme das von größrer Uebung her.
Er zeigte seine Kleinigkeiten
(So nannte er sie nun,) nur dann und wann;
Sein Nebenbuhler wår ein Mann,
Der triebe dieses Spiel zu allen Zeiten.

The juggler now in grief of heart
With this submission own'd her art.
Can I such matchless slight withstand?
How practice hath improv'd your hand!
But now and then I cheat the throng;
You ev'ry day and all day long.

Vom Herzen und der Natur,

und dazwischen

von Herzenskündigern und Satyrikern.

Von keinem Dinge in der ganzen Natur wird mehr geschrieben und geredet, als von dem Herzen: und doch gibt es kein Ding in der Natur, das man weniger kennt als das Herz.

Die Schrift sagt an mehr als einer Stelle, daß des Menschen Herz unergründlich ist; daß Gott allein die Herzen erforschen und prüfen kann. Ein jeder Sterblicher muß wissen, wie veränderlich sein Sinn ist, wie viel neues stündlich in ihm vorgeht. Der Weise bemüht sich zwar, sich selbst zu erkennen, das ist: sein Herz zu ergründen; aber wird er je damit fertig? Muß er nicht immer gestehen, daß er ein unauflösliches Räthsel in seinem Busen trägt?

Und doch will jeder Stockfisch, jeder Gauch dies Räthsel erklären können. Der schwärmerische Empfindler und der windichte Geniemann kauen immer an guten und bösen Herzen. Ein Herz im Munde ist bey ihnen so karakteristisch, als die Citrone bey dem Frischlinge.

Ja, in jeder Gesellschaft, wo es nur einen Schwachkopf und eine Klappermühle gibt, muß des Nächsten Herz herhalten. Man blättert darin als in einem neuen Almanach; man wiegt es als einen

einen Dukaten; man prüft es als ein Mineralwasser; man mißt es als ein Schauspielhaus.

Das ist die neue Art zu verläumden, daß man kleine Züge sammelt, Anecdoten hascht, und darin das Herz des Mannes sucht, wie die Befruchtungstheile in einer Pflanze. Wenn eine Handlung so beschaffen ist, daß man sie an sich nicht tadeln kann, so macht man die Quelle verdächtig, woraus sie geflossen ist. Und wenn auch das sich nicht thun läßt, so sucht man anders woraus zu beweisen, daß der Mann kein gutes Herz, mithin seine gute That keinen Wehrt hat, ja daß er sie von Rechts wegen hätte unterlassen sollen. Man macht es ihm zum Vorwurf, daß er wohl gehandelt hat, daß er aus seinem Karakter heraus gegangen ist. Das ist nun eine ordentliche Pfuscherey in Rechtschaffenheit, die ihm hübsch sollte verboten werden.

Wie geht es aber zu, daß man es izt für möglich hält, Herzen zu prüfen, in der Seele eines Menschen zu lesen? Wer mag den armen Sündern das beygebracht haben, daß sie das Unbestimmbarste auf der Welt, das Herz eines Andern, bestimmen zu können wähnen?

Das haben die bösen Buben ihnen eingebildet, die schlechten Seelen, die ihre Rechnung dabey finden, daß die größere Zahl, die Narren, das Herzdeuten für möglich, für etwas sehr leichtes halten. Denn sonst würden Jene mit ihrem giftigen Hauche oft keinen Eingang finden; ihre

Bos-

Bosheit würde nicht so viel schaden können. Welche herrliche Hülfsquelle, wenn alle andere Verlästrungskünste fehlen, daß man denn sogleich einen jeden Gedanken zum Vortheile des Mannes ersticken kann, indem man nur sagen darf: „Er „hat mit allem dem ein böses Herz!“

Vor allen Dingen erfordert das gemeinschaftliche Interesse der Bösewichter und der Gecken, daß ihre natürlichen Feinde, die Satyriker, und die Freyschreiber überhaupt, von Seiten des Herzens ewig schwarz angesehen werden.

Aus einer jeden satyrischen Feder muß Gift fließen, und der Gift muß aus dem Herzen quillen: das ist ausgemacht, das ist eine erwiesene Wahrheit; denn es ist daran gelegen, daß es eine Wahrheit sey.

Ueberhaupt ist es ein gefährliches Ding um die Satyre und die Kritik. Wer einen Hang dazu hat, wird gewiß nie sonderlich geliebt werden, wenn man seinen Gaben, seinem Muth, seinen Absichten auch noch so viele Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Den Mann, der Witz und Laune in seiner Gewalt hat, und der beide zur Abstrafung der Bösen und der Thoren recht zu gebrauchen weiß, den werden diejenigen, die sich öffentlich für seine Bewunderer bekennen, heimlich fürchten.

Denn mit aller Eigenliebe, die ein Mensch besitzen mag, ist er doch selten von seiner Voll-

 kom-

kommenheit und deren recht einleuchtenden Anschaulichkeit so überzeugt, daß er nicht das Auge eines scharfsehenden und unbarmherzigen Tadlers scheuen sollte. Der eingebildetste und zuversichtlichste Hasenfuß verräth durch augenscheinliche Unruhe und Aengstlichkeit in seinen sonst so unbekümmerten Gesichtszügen, durch etwas ungezwungenes in seinen Bewegungen, durch etwas schmachtendes in seiner Lebhaftigkeit, daß er die Gegenwart und den lähmenden Zauber des glücklichen Spötters fühlt. Mancher stellt sich als wenn er lachte; lacht auch wohl, als wenn er gekitzelt würde, über einen Einfall, wobey er doch ein durchdringendes Grausen fühlt, als wenn er katheterisirt würde. Die Kunst den Schmerz, den ein Stich durch die Seele erregt, durch ein frohes Gelächter auszudrücken, gehört zu den ritterlichen Uebungen der feinen Welt. Aber wenn auch dem Auge keine Thräne entschlüpft, so fließt doch desto mehr Galle.

Freylich sieht man aber auch nur gar zu oft, daß sich ein Spötter von seiner gepriesenen Laune so hinreissen, von dem lauten Beyfall, womit man ihn in die Falle lockt, so berauschen läßt, daß er alles Ansehen der Personen hintansetzt und der güldnen Erinnerung eines Boileau

Dans ses plaisans accès qui se croit tout permis,
De ses propres rieurs fera ses ennemis,

gänzlich uneingedenk wird.

Jedoch

Jedoch er macht sich nicht nur denen verhaßt, deren Fehler er aufdeckt: sondern auch Personen, an welche er gar nicht gedacht hat, werden von Jenen durch Verdrehungen und Mißdeutungen seiner Worte angereizt, ihn anzufeinden und zu verfolgen. Man ruht nicht eher, bis man ihn in den Ruf eines gefährlichen, nichts schonenden Epigrammenmachers gebracht, und das ganze Publikum wider ihn eingenommen hat.

Ja wer einmal für einen sogenannten Kritikus bekannt ist, der wird schwerlich mehr den Mund aufthun, oder die Feder ansetzen, ehe man sich schon gefaßt macht, seine Worte zu deuten. Der unschuldigste Scherz muß gleich eine Satyre heissen: die bekanntesten Gemeinörter müssen auf gewisse Personen zielen.

Ich habe ein recht lächerliches Beyspiel davon gesehen. Ein Wundarzt, der schon verschiedenes, ganz technischen Inhalts, geschrieben hatte, das jedoch nicht abgehen wollte, kam in den Ruf, daß er Verfasser von gewissen Briefen wäre, die großes Aufsehen machten, weil darin Personen vom ersten Range, freylich als Ideale, sehr herunter gemacht wurden. Einer von den politischen Zeichendeutern, den diese Briefe in Bewegung gesetzt hatten, war vermuthlich in der Enträthselung derselben so sehr mit seinem Beyfall beehrt worden, daß er diese Grube weiter zu bearbeiten beschloß. Er ging daher in den Laden, wo er die Briefe bekommen hatte, und verlangte alles

was der Mann noch sonst geschrieben hatte. Das war nun eine große Versuchung für den Buchhändler. Einen Stoß Makulatur für vollen Werth zu verkaufen, dazu hat man nicht alle Tage Gelegenheit. Inzwischen war er ehrlich genug, den Entziferer, den er wohl kannte, zu versichern, daß in allen übrigen Schriften des gedachten Wundarztes nichts anders als völlig chirurgisches enthalten wäre: und er würde sich sehr betrogen finden, wenn er daraus Satyren klauben zu können dächte. „Ja, ja," sprach der Andere mit weisem Lächeln: „das ist meine Sache. Was der Mann geschrieben hat, enthält gewiß mehr als man wohl glaubt. Ich werde es schon finden." Er kaufte also den ganzen ungesunden Plunder und ging froh davon. Der Buchhändler bat ihn zuletzt noch, wenn er nichts fände, so möchte er ihm nur die Sachen wieder bringen. Das versprach er mit der Mine des Besserwissens, ist aber noch diesen Tag nicht wieder gekommen. Er muß folglich wohl etwas gefunden haben; aber was das ist, was er aus Trepanationsgeschichten und desgleichen herausgeklaubt hat, wäre wohl der Mühe werth zu erfahren.

Aber, um wieder auf das Herz zu kommen, so müssen alle Worte des Satyrikers aus dem Herzen fliessen. Ein böses Herz nur kann beissenden Witz hegen: mit dem Hirn hat dieser nichts zu thun. Wer Thorheiten nach dem Leben schildert

und Gecken nach Verdienst züchtigt, der ist ein schlechtdenkender, liebloser, gottloser Mann; der hat eine schwarze Seele. Wie er sich als Bürger, Gatte, Vater, Freund zeige; wie er gegen Arme und Hülflose, gegen Untergebene und Vorgesetzte, und überhaupt gegen seinen Nächsten handle; ob er bey den Großen den Augendiener und Ohrenbläser vorstelle oder nicht; ob er eigennützig, hoffärtig, zanksüchtig sey oder nicht; um alles das bekümmert man sich nicht. Denn was wäre auch ein unbescholtener Lebenswandel gegen einen kaustischen Einfall? Was sind Wittwen und Waisen gegen gestriegelte Dummköpfe? Ja, was wäre das Heil des Vaterlandes gegen die Sicherheit der Narren?

Ernstlich zu reden, wie wenig aus einem Hange zur Satyre auf ein hartes, liebloses, schadenfrohes Herz zu schliessen sey, das erhellet am besten aus dem, was wir von der Gemüthsart und den Handlungen derer wissen, die sich durch die Geisselung der Thoren vorzüglich bekannt gemacht haben. Einige von den bittersten Satyrikern haben ein recht exemplarisches Leben geführt, sind wahre Muster praktischer Menschenliebe gewesen.

Mit einem Worte, nichts ist thörichter und verwegener, als durch die Machtsprüche, die in der sogenannten guten Gesellschaft nur gar zu gebräuchlich sind, von dem Herzen eines Nebenbürgers ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Nichts zeugt mehr Dünkel und Marktschreyerey, als

als wenn man Andern einbilden will, daß man ein Ding, das man nicht einmal physisch recht kennt, von der noch weit unerforschlicheren, moralischen Seite in jedem individuellen Sterblichen übersehen und beurtheilen könne.

Die Aerzte selbst, und unter denen sogar ein Haller, der mit der bildenden Natur so vertraut war, müssen gestehen, daß das Herz auch im physischen Verstande voller Räthsel ist. Ich will nur einige von diesen Geheimnissen erwägen, die der ewige Schöpfer aller Dinge bisher noch für sich behalten hat, und auch wohl, wenn man hunderttausend Entdeckungen gemacht hat, für sich behalten wird.

Das erste Wunder finde ich in der Erzeugung des Herzens. Man kann zu diesem Eingeweide sagen, was Metastasio einen Theaterhelden zur Hofnung zu singen läßt:

Fosti la prima a nascere,
Sei l'ultima a morir.

Denn es spielt seine unergründliche Rolle von dem ersten verborgenen Anfange des Lebens an biß zu dessen letzten Augenblick.

Ja es hat schon sein Daseyn, ehe noch das Leben beginnt. In dem kaum sichtbaren Tröpflein Schleim, woraus der Mensch soll gebildet, oder vielmehr entwickelt werden, ist schon ein Herz vorhanden, das, so zu sagen, auf den Hauch

warket, der es beleben und in Arbeit setzen soll, wie die fertige Uhr daß sie aufgezogen werde.

Sobald ein gewisser Dunst diesen Tropfen Gallert berührt, fängt das kleine Herzchen an zu schlagen, wie die Uhr schon anhebt zu gehen, wenn die Kette noch aufgezogen wird. Mit diesem Klopfen nimmt das Leben seinen Anfang: ganze 40 Wochen, ehe der Mensch das Tageslicht erblickte, hat sein Herz schon geschlagen: und das in derselben Ordnung und mit derselben Kraft, in Verhältniß gegen den kleinen unentwickelten Körper, worin und womit es noch vierzig Jahr nachher schlägt. Ja dies Eingeweide thut schon seine Dienste, ist schon in voller Bewegung, ehe noch das Auge des Naturforschers, mit aller Hülfe der Kunst gewafnet, es in seiner schleimichten Hülle erkennen konnte. Sobald er erst das Rudiment des Menschen wahrnimmt, sieht er auch schon den kleinen rothen pickenden Fleck, und dieses Punctum saliens ist das Herz. Da ist schon der höchstedle Theil, der nachgehends allen übrigen Leben und Ausbildung gibt: die Wunderuhr, wie ein nun beynah vergessener Dichter es mit Recht nennt.

Aber was ist es, das jenem Dunst oder Hauch die unbegreifliche Kraft gibt, Leben zu geben, ohne selbst Leben zu besitzen? Was legt in den selbst unbeseelten Gallert das Vermögen, einen andern Gallert zu beseelen?

Verborgen, eingehüllet in unerforschlichem Dunkel liegt der Tropfen, der einmal zum Menschen werden soll. Kleiner, unendlich kleiner als ein Sandkorn ist die Masse, die einmal den Beherscher einer Welt entwickeln soll. Fühllos und sinnlos, wie die zarteste Thräne des Morgenthaues, war ein Alexander und ein Aristoteles, ein August und ein Newton. Ein Dunst *) unsern Sinnen unerreichbar, berührt den leblosen Gallert: und so schnell, als Schießpulver zünden und als das Gewissen erwachen kann, ist die Seele da, die nie und nimmermehr aufhören wird zu existiren.

Alles dies erklärt der Christ aus der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes. Aber unsere Philosophen brauchen das nicht: sie können das alles erklären. Und woraus? Aus einer Urkraft, und aus der hohen heiligen Natur.

Frägt man aber was denn nun Urkraft ist; so bekommen wir da eine schöne Definition rund um das Ding herum. Da können wir mit Priors Salomon sagen:

Send

*) Naturforscher und Philosophen mögen hiewider viel einzuwenden haben; im Grunde aber wissen sie nicht mehr davon als ich. Samenthierchen oder Hauch u. s. w. alles ist gleich unerwiesen, und gleich unbegreiflich, wenn wir die erste Quelle erforschen wollen.

Send forth, ye wise, send forth your lab'ring thought:
Let it return with empty notions fraught;
Yet this solution but once more affords
New change of terms and scaffolding of words:
Jn other garb my question J receive,
And take the doubt again, the very same J gave.

Jedoch diese Art, das Unbegreifliche durch das Unverständliche zu erklären; Fabeln und Vorurtheile lächerlich zu machen um selbstgemachte Wahrheiten und eigne Hirngespinnste auskramen zu können; die Vernunft als die einzige sichere Führerinn des menschlichen Geschlechts zu preisen, und doch allen andern Sterblichen die nicht so denken als wir, diese gepriesene Führerinn abzusprechen; sich selbst neue Bahnen zu brechen, und doch da gehen, wo schon Andere gewandert haben; Autoritäten zu verhöhnen, und doch alle, denen wir die Autorkour machen wollen, zu philosophischen Kirchenvätern zu erheben; einen gewissen Orakelton anzunehmen und die Sprache der Großen zu affektiren; mit einem Wort die Maxime zu nutzen.

To catch the eye is to convince the mind; dies ist ja in unsern Tagen das große Geheimniß.

Die eitle Begierde sich als Selbstdenker zu zeigen, bewegt izt Gelehrte und Ungelehrte auf ihre eigne Hand zu philosophiren und reformiren: sollte

sollte man auch träumen und faseln, so muß man doch etwas neues sagen.

Il nous faut du nouveau, n'en fut il plus au monde!

Natürlich ist es denn freilich auch, daß man Sätze, die man zu allererst nur so hinschrieb, um sich auszuzeichnen, die man nachgehends vertheidigte um nicht Unrecht zu haben, zuletzt in allem Ernste selbst glaubt und für ausgemachte Wahrheit hält, zumal wenn wir gar ein System ausgeheckt haben.

Wie trefflich hat schon der vorhin genannte Dichter diese Systemmacher geschildert! Man sollte schwören er hätte in unsern Tagen gelebt, er hätte gewisse neue Philosophen vor Augen gehabt.

—— As those amorous blades,
Who trifle with their mother's maids,
Tho' at the first their wild desire
Was but to quench a present fire:
Yet if the object of their love
Chance by Lucina's aid to prove,
They seldom let the bantling roar,
In basket at a neighbours door,
But by the flatt'ring glass of nature
Viewing themselves in *Cakebread's* feature
With serious thought and care support
What only was begun in sport.

lust

Iust so with you, my friend, it fares
Who deal in philosophic wares;
Atomes you cut, and forms you measure,
To gratifye your private pleasure.
Till airy seeds of casual wit
Do some fantastic birth beget,
And pleas'd to find your system mended,
Beyond what you at first intended,
The happy whimsey you pursue,
Till you at last believe it true.
Caught by your own delusive art,
You fancy first and then assert.

So wenig als man aus der neuen Urkraft klug werden kann; so wenig begreift man auch, was die hohe heilige Natur eigentlich sagen will. Doch diese Leyer hat man schon in jenen uralten Zeiten gespielt. Schon vor anderthalb Jahrtausend hat ein Arzt, Julian der Methodiker, seinen Kollegen den Vorwurf gemacht, daß sie immer die Natur im Munde führten, und doch nicht wüßten, was sie damit sagen wollten *).

Doch wir wollen weiter gehen und noch mehrere Wunder bey dem Herzen betrachten.

Wie

*) Neque Hercle nobis persuaserint, neque vero sibi ipsis, modo verum fateantur, non ignorare se quid Natura sit, quam in omnem partem vexant, magnifica vbicunque verba sonantes.

Wie zart und fein die Fäserchen eines Eingeweides seyn müssen, das man sogar durch ein Vergrößerungsglas nur mit Mühe wahrnehmen kann, erhellet von selbst. Die dünnesten Staubfäden in einem Polyandristen sind dagegen noch weit, unendlich weit gröber, als die Takelage eines Hundertkanonenschiffes gegen brabantsche Spitzen.

Und mit allem diesem höchstzartem Bau bleibt es unversehrt unter seiner ersten gewaltsamen Versetzung aus einem Eingeweide in das andere, auf seinem raschen Gange durch enge Wege. In einem noch zärtern Gallert eingehüllt bleibt unzerquetscht und unverletzt — unter einem vielwöchentlichen Aufenthalt in einer gedrangen Höle, in der Gebärmutter, die selbst aus weichen nachgebenden Häuten besteht, die jeden Augenblick von schweren und selbst stark gepreßten Eingeweiden gedruckt, von jedem Tritt erschüttert wird. Ungehindert arbeitet es an der Entwickelung der übrigen Theile der Frucht: und nach wenigen Monaten hat dieser ganze kleine Mensch schon die Stärke in seiner Maschine, die Sicherheit in seiner Wohnung, daß ihm keine mörderische Kunst, keine mit gottlosem Fleiß erregte Erschütterung oder Erhitzung des mütterlichen Körpers leichtlich schaden kann.

Wenn man den völlig ausgebildeten Mann, den riesenähnlichen Strandfriesen so anschauet, und dann bedenkt, daß dies stolze Gebäude in

sei-

seinem ersten Ursprunge tausendmal kleiner gewesen ist, als das feinste Tröpfchen Schweiß, das aus seinem braunen Antlitz hervorquillt, und daß dieser Riese, den in seinem männlichen Alter ein kalter Trunk ins Grab stürzen kann, in seinem frühesten und entferntesten Alter, da seine Tage noch nicht gezählt wurden, da sein Daseyn noch in Ungewißheit verhüllet war, mancherley Gewalt erlitten hat, die auf sein zartes Körperchen eben so stark wirken mußten, als er nachgehends die vom Südwest getriebene Fluth auf seine Deiche wirken sieht.

Welche unerforschliche Kunst, welche unergründliche Macht ist es also nicht, die dich, schwaches und eitles Geschöpf, bewahrt, wenn du noch nichts anders als den ersten Anfang einer Existenz hast? Du weißt, das kann nichts anders gewesen seyn, als die Hand Gottes. Aber wie dankst du ihm? Du läugnest nicht, daß er ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit; daß er die Erde gebauet hat, worauf du lebst; daß nur er konnte den Bau der Welten gründen und eine jede in ihrer Bahn erhalten. Aber wenn du deinen eignen Ursprung erforschen willst, so suchst du allenthalben, nur nicht gerade zu in seiner Macht und Weisheit und Güte. Du willst seine Wege finden, seine Mittel entdecken seine Geheimnisse ergründen. Du verlierst dich in den Irrgängen der Einbildungskraft, du marterst dein Gehirn, um nur

nicht

nicht dem ewigen Schöpfer allein die Ehre zu geben. Du handelst gegen deinen Gott, als wenn er ein sterblicher Künstler wäre: du gestehest, daß er alles thut und macht; aber du willst doch wissen wie er es macht. Du willst der Welt zeigen, daß wenn Gott Wunder thun kann, du diese Wunder, wo nicht nachmachen, doch wenigstens ergründen kannst, und daß du also auch wohl das thun könntest, was er thut, wenn du nur an seiner Stelle säßest.

Von einem riechbaren Athem.

Ein ganz neuer wohlbekannter englischer Schriftsteller, Hr. Philipp Thiknesse, Esquire, behauptet, es gebe keine herrlichere Erquickung, keine kräftigere Arztney auf dem Erdboden, als den Athem junger Mädchen: ein Einfall, der übrigens, wie Gruterus lehrt, nicht original ist.

Er beruft sich auf seine eigne Person: sechzig Jahre ist er alt geworden, und dafür dankt er, nächst Gott, seiner guten Gewohnheit, fleißig den Athem blühender Frauenzimmer einzuhauchen. So wie Andere den Wein als einen Labetrunk zu sich nehmen können, so schlürft er den balsamischen Duft, der aus dem holden Munde einer gesunden Schönen ausgeht. Damit, sagt er, hat er seine schmachtenden Lungen manches liebe mal erquickt und sein frierendes Blut aufgethauet.

Was für junge, blühende, gesunde, holde Mädelein das nun allemal gewesen seyn mögen, die sich herabgelassen haben, dem alten Ritter zu Balsambüchsen und Riechfläschgen zu dienen, können wir freylich nicht mit Gewißheit bestimmen, wiewohl sich die Natur eines großen Theils davon errathen ließe. Wir wollen nur gegen diese neue Belebungsart, die sonst bey einigen Kredit finden möchte, ein Paar Einwendungen machen

Daß der Athem von Menschen und Thieren ungesund, ja gewissermasen giftig ist; daß dadurch die Luft zum gesunden Athemholen ungeschickt wird, ist unläugbar. Darum werden wir so beklemmt, und unsere Brust kann nicht recht Luft schöpfen, wenn wir uns irgendwo aufhalten, wo viele Leute beysammen sind, und die Luft keinen freyen Zugang hat. Darum wird der Mensch, der immer seinen eignen Athem einhauchen muß, dem der Genuß frischer Luft versagt ist, entweder selbst krank, oder eine Pest für andere, wie die traurigsten Begebenheiten, und darunter zumal die tödtliche Seuche, die ein Gefangener im Gerichtshause zu London verbreitete, genugsam bezeugen.

Nun frägts sich, ob diese Giftigkeit auch bey Personen, die den reinsten, gesundesten Körper haben und die reinste, gesundeste Nahrung zu sich nehmen, statt finden kann; ob die Ausdünstun-

gen aus den Lungen vornehmer Standespersonen und hoher Herrschaften eben so schädlich seyn können, als die Dünste des gemeinen Pöbels; ob nicht der Hauch junger Schönen wirklich so balsamisch, belebend und erquickend ist, als Liebende und Dichter behaupten, und als der alte küßbegierige Thicknesse uns einbilden will.

Ach nein! die menschliche Natur bleibt sich immer ähnlich. Der erhabenste Monarch, der enthaltsamste Klostermann und die reinste Jungfrau sind in Ansehung ihres Athems eben so wohl Menschen als der Bettler. Ihre Lungen erfüllen ebenfalls die Luft, die sie eingehaucht haben, mit schädlichen, giftigen Dünsten: der ganze Unterschied besteht nur in dem Mehr oder Weniger. Folglich verdirbt ein schönes junges Mädchen mit ihrem Athem die Atmosphäre; auch dann sogar, wenn dieser Athem nicht riechbarer ist als Sonnenlicht.

Jedoch nur gar zu oft nimmt die Luft, die in eine Alabasterbrust einen Augenblick aufgenommen worden, auf ihrem Rückzuge noch dazu einen Geruch an, der nicht immer erquickend ist, sondern manchmal den größten Ekel und Abscheu erregt. Zwar ist sie eben kein Gift, das lebendigen Geschöpfen das Leben raubte; aber sie erstickt doch ohne Barmherzigkeit eine hofnungsvolle Liebe. Der Zauber, der einen Anbeter gefesselt hatte, ist vorbey, sobald er statt Rosen Zwiebeln

duften spürt: alle Reize seiner Herrscherinn verschwinden nun in seinen Augen. Er ruft mit dem Dichter:

Helas! de ſa bouche adorable,
D'entre ces deux charmans rubis,
Où j'avois vu la troupe aimable
Des graces, des amours, des ris,
Il ſort un ſoufle déteſtable!
O cruelle metamorphoſe!
Je ne vois plus la jeune roſe
Relever la blancheur des lys:
Je ne vois plus les tendres ris:
Les beaux amours ſont tous partis;
Et je retrouve les grimaces
Où j'avois vu regner les graces.

Nichts ist der Harmonie der Natur mehr zuwider, als ein schönes Gesicht, ein holdseliges Antlitz, und ein übelriechender Athem! Nichts ist grausamer, als wenn dem Anbeter vor den Korallenlippen seiner Göttinn grauen muß. Allemal wenn er mit Toback die Nase füllt, um das erste Paar seiner Nerven außer Theilnehmung zu setzen, muß der Liebesgott, der in dem Grübchen über der Oberlippe wohnt, unwillig davon flattern. Heilige Küsse mit profanem Tobak! Welche Gräuel!

Aber was soll der Liebende thun, wenn diese heiligen Küsse zu stark auf die Schleimhaut wirken?

ken? Der Duft der Verwesung mag Schneppen und Krammetsvögel sehr lecker machen: eine Zwiebelsauce zur Karbonate ist sehr ragoutant; aber Küsse schmecken am besten, wenn sie nach nichts schmecken, wenn die Einbildungskraft allein den Parfum hergiebt.

Doch nicht allein der Liebhaber, der Freyer, wird von einem Athem verscheucht, der zu stark in die Sinne fällt; sondern auch dem Gatten selbst muß eine solche riechbare andere Hälfte zuwider, ekelicht, ja unerträglich werden.

Manchmal hat ein Mann von Stande das Unglück, mit seinem Athem alles, was ihm nahe kömmt, zu vergiften. Er glaubt daher, daß der Geringere, der dieser Pest ausweicht und in einer hauchfreyen Entfernung bleibt, das aus Ehrerbietigkeit thut; und deswegen läßt er sich zuweilen herab, ihm näher zu treten, legt ihm wohl gar die Hand auf die Schulter, und ergießt Gunst und Dunst, Protection und Infection über den Klienten.

Der Arzt ist ebenfalls einer von denen, die sich auf diese Art müssen balsamiren lassen, ohne daß sie die Empörung ihrer Sinne allemal verrathen dürfen. Doch keiner leidet öfterer, als der arme Zahnarzt, der sich nicht selten über einen Mund bücken muß, der eben so wenig Rosenduft von sich giebt, als ein Wildkeller.

Allerdings würden wohl die meisten Patienten dieser Klasse selbst in einem gewissen Abstande bleiben, und ihre zärtlichen Umarmungen, ihre vertraulichen Annäherungen zurückhalten, wenn sie empfänden, oder auf andere Art erführen, wie es mit ihrem Munde beschaffen ist. Aber selten bemerken sie es selbst: und eben so selten wird es ihnen gesagt. Darum versäumen sie denn, dienliche Mittel dawider zu brauchen, und geben sich auch keine Mühe, den höchst ungenehmen Fehler zu verbergen, oder andern nicht lästig damit zu fallen.

Man wird es also dem unterhaltenden Arzte nicht übel nehmen, wenn er über diese Materie seine Gedanken zu erkennen gibt. Ob sie neu sind oder nicht, daran liegt wenig; wenn es nur nützlich ist sie zu lesen und zu beherzigen.

Die Ursachen des übelriechenden Athems sind so mannigfaltig, als die Wege sind, wodurch die aus den Lungen kommende Luft gehen muß. Dieser Fehler kann in den Zähnen, in dem Zahnfleisch, in der Zunge, im Gaumen, in dem hintern Theile des Mundes, in der Nasenhöle, in dem Schlunde, in der Luftröhre, in den Lungen, und sogar im Magen, in so weit nicht nur ein Aufstoßen aus demselben den Athem verunreiniget, sondern auch die Zunge an seiner Unreinigkeit Theil nimmt, seinen Grund haben. Es ist

wohl der Mühe werth, eine Quelle nach der andern aufzusuchen.

Zuerst also von den Fehlern der Zähne, die dem Athem einen unangenehmen Geruch geben.

Von diesen für das schöne Geschlecht so höchstwichtigen Theilen ist schon in einem vorhergehenden Bändchen verschiedenes gesagt worden, doch eigentlich nur in Rücksicht auf den widrigen Eindruck, den ihre Fehler auf das Auge machen: von den Geruchsnerven war damals noch nicht die Rede.

Einzelne Zähne, die wie uralte Feldwarten da stehen; ungleiche, hier ganze, dort halbe, die ich Tetradynamisten nennen möchte; unausgefüllte Lücken, fürchterlich drohende Hauer, spanische Reuter; ein Gebiß von allerley Farben, weiß, gelb, grau und bräunlich, wie ungereinigtes Gummi Ammoniakum; alles das gibt freylich einen widerlichen Anblick, der um desto schlimmere Wirkung thut, je schöner das Gesicht ist, so wie ein bitterer Trank dadurch, daß man etwas süßes dazu setzt, nur noch ekelichter wird? Aber alles das gibt noch keinen übeln Geruch.

Aber wenn ein offenbarer Fäulungsheerd in einem Zahn, oder ein Schlamm in den Zwischenräumen, oder eine neue Schichte von sogenanntem Weinstein ihre flüchtigen Theile durch den Mund verbreiten, dann leidet die Nachbarinn der Augen

mit.

mit: dann wird der Athem aus einem solchen Munde öfters noch unleidlicher als der Anblick.

Diese Fehler sind freylich selten ursprünglich die Frucht einer versäumten Reinigung der Zähne; aber von dieser letztern werden sie doch allemal begünstigt und genährt. Würde der Schlamm und der Weinstein, so wie er entsteht, gleich weggefegt; so könnte es wenigstens zu keiner Ansammlung kommen, die in die Augen und (warum sollte man nicht den Ausdruck brauchen?) in die Nase fiele.

Reinigung der Zähne ist also eins von den Hauptmitteln zur Erhaltung eines geruchlosen Athems, und sie ist das einzige, wenn die letztgedachte leidige Einfassung Schuld an dem Verlust dieser Unriechbarkeit ist. Ich habe zwar vorhin gesagt, daß das viele Reiben und Bürsten der Zähne mehr Schaden thut als Nutzen schafft. Aber deswegen wird man nun wohl nicht alle Reinigung verwerfen, weil man ihren Mißbrauch tadelt.

Eins der besten Mundwasser zur Abspülung der Zähne ist kaltes reines Wasser worin etwas ganz weniges weisses Küchensalz ist aufgelöset worden, so daß es einen Geschmack davon hat.

Will man ein gutes Zahnpulver haben, so kann man sich unter andern dessen bedienen, so die Sultanin Roxelane mit der Stumpfnase, Gemah-

linn Mahomets des Zweyten, gebraucht hat. Wie das Recept in meine Hände gekommen, ist nicht nöthig zu erzählen: wer an der Glaubwürdigkeit zweifelt, den lasse ich in seinen Zweifeln.

Beste Mokkabohnen acht Loth, braun gebrannt, wie zum Kaffee; Myrrhe, Gummilak, Kaskarille, alle von der besten Art, von jedem zwey Loth; römischen Alaun ein halb Loth; alles wird zerstoßen wie ein feiner Sand, aber nicht wie Mehl. Dazu thut man ein Loth zerriebene frische Citronschale.

Dies Pulver reinigt die Zähne, befestigt das Zahnfleisch, wehrt dem Scharbock desselben, und gibt einen angenehmen Athem, wenn man nemlich will daß er angenehm riechen soll.

Ich verspreche das Uebrige zu einer andern Zeit.

Schreiben eines Hypochondristen.

Herr Verfasser.

Verzeihen Sie daß ich alle weitschweifige Titulatur zur Seite setze. Ich betrachte Sie izt lediglich als den Verfasser des unterhaltenden Arztes: und da ich mit allen Ihren übrigen Prädikaten nichts zu thun habe; so geschicht pace Tua, deren hier keiner weitern Erwähnung.

Sie haben angefangen, das Elend der armen Hypochondristen zu schildern. Leider mahlen Sie nach

nach der Natur. Sie haben großentheils meine Züge getroffen. Ich hatte noch immer ein wenig daran gezweifelt, daß ich von dieser kläglichen Zunft wäre; aber seitdem ich das Bild Ihres Omega betrachtet habe, ist jeder Zweifel verschwunden.

Zumal in der äusserst empfindlichen Gemüthsart, in den übertriebenen Gefühlen, die Sie Ihrem Ideal beylegen, erkenne ich mich. Meine Leidenschaften gehen immer ein Paar Grade höher, als bey andern Sterblichen. Mein Blut ist niemals in gemäßigter Wärme: es kocht entweder, oder es frieret. Unglücklicher Weise sind die unangenehmen Empfindungen bey mir viel heftiger, als die angenehmen: und, Gott weiß, es giebt in dieser Welt weit mehrere Gelegenheiten zu den erstern als zu den letztern. Diese widerlichen Eindrücke währen länger und wirken heftiger auf mich, als die entgegengesetzten.

Dinge, deren ein anderer Sterblicher gar nicht achten, sondern vielmehr darüber lachen würde, machen mir armen Mann den größten Verdruß. Ich kann nicht hören, daß Jemand wider Recht und Billigkeit, Vernunft und Menschenverstand gesündigt habe, ohne mich fast krank zu ärgern. Eine große Erleichterung, ist es alsdenn für mich, wenn ich meiner bösen Laune stromweise Luft machen, oder mich auf eine unschuldige Art rächen kann. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Paar Beyspiele erzähle.

Eines Abends sitze ich im Parterre, ganz entzückt über die sechs Schüsseln, als ein feindseliges Schicksal einen gewissen jungen Menschen, den man von Kopf und Berlokken wegen das Glockenschaaf nennt, mit seinen beiden klingelnden Uhrketten auf die Bank führt, wo ich sitze. Allemal wenn er sich regte, und das geschah jeden Augenblick, als wenn er den Veitstanz gehabt hätte, läuteten seine Berlokken. Er selbst, wie einem Schaaf geziemt, kann kein Wort sprechen; aber seine Uhrketten sind sein Maulleder: und das Caquet stund niemals stille. Jedes Geklingel ging mir durch Mark und Bein. Ich war so ärgerlich, als der Hofrath im Stück; faßte mich jedoch wieder, und bat mir eine Uhr nach der andern aus, sie zu betrachten, weil die Ketten gar zu schön wären. Mittlerweile zog ich ein Stückchen Wachs aus der Tasche, das ich immer bey mir trage, um mir einen hohlen Zahn zuzustopfen, und klebte damit alle die schönen Freymaurerattribute, und die übrigen Schnurrpfeifereien, so schön zusammen, daß sie so stumm wurden als ihr Besitzer. Dieser warf sich in tausend Falten und zog an seinen Uhren, seine Weisheit hören zu lassen; aber das Wachs blieb mir treu.

Ein andermal saß ich wieder da, und that mir gütlich mit dem Barbier von Seville, als ein Plagegeist von anderer Art mein Nachbar ward. Es war ein Genie, das hier der Wiederkäuer

heißt

heißt, weil er jede Replik des Schauspielers laut wiederhohlt, als wenn sie sollte protokollirt werden, und dabey eine so selbstzufriedene Mine annimmt, als wann er der Autor selbst wäre. Will man nicht hören, so stößt und klopft er so lange, biß man wohl muß. Ich hatte mich schon im Voraus auf die Abstrafung dieses Gecken gefaßt gemacht. Bis gegen die Zeit, da die kranken Bedienten des Doktors auftreten sollten, hatte ich Gedult. Alsdenn gab ich ihm eine Prise von einem ächten Niesemittel, das man vor Alters wohl nicht kräftiger mag gehabt haben. Es that auch so herrliche Wirkung, daß er die ganze Niesescene mit dem heftigsten Nasenerdbeben akkompagnirte, und den Schauspieler auf die Gedanken brachte, er wolle ihn einer mangelhaften Nachahmung der Natur beschuldigen. Dieser verdoppelte daher die Anstrengung seiner ausathmenden Kräfte, erreichte aber nie das kreischende Getöne meines Nachbars. Das Parterre fand den Wetteifer sehr belustigend, und gab seinen aufmunternden Beyfall in vollem Maaße zu erkennen. Das Uebrige des Stücks hindurch hatte ich Ruhe: denn die Wiederkäuungswerkzeuge des Geniemannes blieben den ganzen Abend in einer solchen Unordnung, daß er kein einziges Maulvoll auffassen konnte.

Wieder ein andermal ward mir alle Freude verdorben, da eine gewisse hoch- und wohlgebohrne Klappermühle in einer Loge unaufhörlich fortschwatzte,

schwatzte, und das so laut, daß man von den Repliken der Schauspieler nicht ein Wort hören konnte. Nichts ist mir unerträglicher, als diese Unverschämtheit, das Vergnügen, das mit baarem Gelde erkaufte Vergnügen vieler hundert Mitbürger mit nichtssagendem egoistischem Gewäsche zu stören, und sich kraft seiner Turnier- und Stiftsfähigkeit für berechtigt zu halten, an öffentlichen Oertern, wo alle Ungleichheit der Stände wegfallen muß, der bürgerlichen Canaille beschwerlich zu fallen. In meinem Grimm zischte ich mehrmals gegen die Loge hinauf; es half aber nicht. Darauf drängte ich mich in die vorderste Reihe, und gab dem Schauspieler mit meinem weissen Schnupftuch, und einem Rückwink gegen die hochadliche Gans, ein Zeichen, daß er Ihre Gnaden nicht stören möchte. Er verstand meine Meinung, und nutzte die Gelegenheit, sich selbst für den Abbruch, den ihr Geschnatter seiner Deklamation that, zu rächen. So lange sie sich hören ließ, stand er ehrerbietig gebückt und schwieg, mit einem Gesicht, das das Publikum um Entschuldigung, oder vielmehr um gütige Beherzigung des Cede majori bat. Die Wirkung, die dies Pausiren that, können Sie sich nicht vorstellen. Denn Sie glauben ganz gewiß, daß die Dame dadurch beschämt ward. Nichts weniger! Sie bediente sich dieser Gelegenheit, ihre schöne Stimme recht hören zu lassen, die gerade so angenehm ist, als das Feilen eines Schlossers.

Doch

Doch unterbrach sie sich von Zeit zu Zeit, um den Schauspieler zu Worten kommen und, so zu sagen, seiner Rolle loswerden zu lassen. In der grösten Zerknirschung begab ich mich weg, und mußte meine fehlgeschlagene Kriegslist mit einer zwölfstündigen Kolik büßen.

Es wandelt mir noch izt ein Grausen an, da ich mich dieser ärgerlichen Begebenheit erinnere: und ich muß auf einen Augenblick die Feder niederlegen, um ein niederschlagend Pulver zu nehmen.

— Es ist vorbey. Ich bin ein wenig ruhiger von der Seite. Aber izt hören Sie, welchen unerschöpflichen Quell von Aergerniß ich in jedem Buchladen, ja in manchem gepriesenen Journal finde.

Sie werden gewiß das Geschrey gebilligt haben, das die Buchhändler und Gelehrten über den in der That schändlichen Nachdruck, zumal über die wirklich unerhörte Trattnersche Ankündigung eines Universalnachdrucks erhoben haben, und noch erheben. Aber haben Sie auch bedacht, wie mancher Schriftsteller eben so arg, ja fürwahr noch ärger handelt, als der schlimmste Nachdrucker? Ins Deutsche übersetzen und das Uebersetzte, bloß weil ein Bißchen aus unserm eignen Hirn dazu gethan worden, für eigne Arbeit ausgeben; das Kind auf seinen eignen Namen

men taufen lassen, ist izund nur gar zu gemein. An hundert Beyspiele könnte ich Sie namentlich erinnern. Von dem Augenblicken, daß man einen Roman, ein Schauspiel umgearbeitet, oder, wie es izt heissen muß, verdeutscht hat; wenigstens wenn es zu einer zwoten Auflage kömmt; wird das fremde Eigenthum dem Trödler, der es hat wenden und anders verbremen lassen, zugeschrieben: und des ersten Schöpfers, Meisters und Eigners, er sey Franzose, Britte oder gar Deutscher, wird mit keinem Buchstaben gedacht. Weil man an fremder Arbeit einige Veränderungen gemacht; weil man ein fremdes Gewächs auf deutschen Boden verpflanzt hat; hört es auf fremde Arbeit, fremdes Gewächs zu seyn!

Nach allen Rechten verliert man sonst darum nicht sein Eigenthum, weil derjenige, der es geliehen hatte, es hat umarbeiten, anders färben oder mahlen, sticken oder verbremen lassen. Aber ein schöner Geist bey uns in Deutschland darf nur ein Schauspiel lokalisiren, oder kastriren, so gehört es ihm; wenigstens setzt sein Verleger nicht mehr des wahren Verfassers Namen auf den Titel.

So sind wir in den Zeitungen und Journalen öfters mit neuen Stücken von Diesem und Jenem beschenkt worden; wenn wir aber das Geschenk beym Lichte besahen, so war es fremdes Gut. So haben wir unter andern eine Lanasse von Plümike, gerade als wenn er auch eine geschrie-

ben

ben hätte, wie man Meropen und Sophonisben und Cleopatren von verschiedenen Verfassern hat. So sehen wir eine Biondetta von einem Deutschen, die ein Diable amoureux eines Franzosen ist. Der gute Olivier ist vielleicht todt und begraben, wenn sein unvergängliches Eigenthum, der Ruhm eins der schönsten Mährchen geschrieben zu haben, in dem heiligen römischen Reich einem Fremden zugeeignet wird. Wie manche Erzählung aus englischen und schottischen Magazinen und französischen Merkurien haben wir nicht in deutschen Monatsschriften und Wochenblättern für deutsche Produkte bezahlen müssen? Wie mancher Patriot mag sich dabey nicht über das immer mehr zunehmende Gründliche und das Launichte seiner Landsleute inniglich ergötzt haben.

Was ist aber nun wohl wichtiger für den Schriftsteller, Witzgebühren und Schreibsold, oder Nachruhm? Ich für mein Theil wollte doch noch tausendmal lieber an elendem Geldvortheile etwas verlieren! als den Verdruß erleben, daß ein Anderer mit meiner Feder seinen Ruhm gründete.

Wenn ich selbst ausländische Schriftsteller bestehle; wenn ich mir bloße Uebersetzungen als Originale bezahlen lasse, oder doch dazu schweige, daß ein gewinnsüchtiger Verleger sie als vaterländische Produkte verkauft; ja wenn ich gar meiner eignen Landesleute Arbeit aus dem drollichten

Grun-

Grunde, weil ich etwas weggeschnitten oder eingeflickt habe, für mein Eigenthum ausgebe, oder stillschweigend erlaube, daß Verleger, Recensenten und Schauspieler sie dafür ausgeben, bin ich dann weniger zu tadeln als der Nachdrucker?

Ein Trattner und seines Gleichen, schaden eigentlich den Verlegern mehr, als den Schriftstellern. Und sind denn die Buchhändler nicht auch zuweilen ein wenig hart gegen die Verfasser? Haben sie nicht auch zuweilen mit ihren Sünden wohl verdient, daß ein Nachdrucker kömmt, und ihnen etwas von den Vortheilen abzwackt?

Könnte sich auch nicht mancher Verleger durch wohlfeile Ausgaben sichern? Warum müssen wir denn gewissen Buchhändlern jeden Quark auf Schreibpapier, und mit Kupfern vertheuert, abkaufen? Wer giebt diesen Herren das Recht uns zu gebieten, entweder das Buch über den innern Werth zu bezahlen, oder es ungekauft zu lassen?

Der Schriftsteller, der sich mit fremden Federn schmückt, versündigt sich an seinem Fleisch und Blut, an seinem Berufsbruder; raubt ihm den besten, edelsten, dauerhaftesten Lohn seines Fleisses; muß also allen andern Schriftstellern weit verhaßter seyn, als der Nachdrucker. Aber davon ist izund gar nicht die Rede mehr. Man schreyt von allen Seiten über Nachdrucker: aber

manchen

mancher schreyet mit, damit sein Nachschmieren aus der Acht gelassen werde.

Ich habe immer bemerkt, daß nur diejenigen Schriftsteller dergleichen Künste gebrauchen oder verstatten, die wenig oder gar nichts eignes liefern können. Die ächten, mit Erfindungskraft und den übrigen Dichtergaben reichlich gesegneten Lieblinge der Musen nehmen zwar auch zuweilen etwas von Fremden; aber theils aus der ihnen natürlichen Empfindung des Rechts, theils aus Verachtung eines so elenden Behelfs, nennen sie die Quelle. Sie handeln darin wie eine rechtschaffene Hausfrau, die bey einer Feierlichkeit kein Geheimniß daraus macht, von einer Nachbarinn Silberzeug geliehen zu haben, und es nach dem Gebrauch schöner geputzt, als sie es bekommen hatte, wieder zurück schickt.

Ein Gellert, ein Hagedorn und andere solche wahre Dichter, zeigten das Original an, das sie vor Augen gehabt hätten. Aber izt ist das bey dem großen Haufen nicht mehr Sitte.

Und alles das geschicht zu einer Zeit, da man den Nachdruck von allen Seiten bestreitet! Man rächt die Buchhändler: und bestielt die Autoren! Man beweist die Unverlezlichkeit, die Heiligkeit des Verlagsrechts: und man beraubt die Todten!

Doch der Nachdruck ist zum Theil das Werk der Schriftsteller selbst. Viele von den recht mit-

telmäßigen haben die Eitelkeit, daß sie ihre theuren Hirngeburten so prächtig als möglich, als wenn sie Zimmermannischen Werth hätten, wollen an das Tageslicht treten lassen, und bedingen sich also das schönste Schreibpapier, Chodowieckische Vignetten und Kupfer. Möchten sie das inzwischen; wenn sie es nur auch dem Verleger jedesmal zur Pflicht machten, einen andern wohlfeilen Abdruck auf schlecht und rechtem Papier zu veranstalten, wie die Engländer zu thun pflegen! Etwas ähnliches hat neulich auch schon der große Zimmermann bewirkt: wir haben von seinem herrlichen Werke, ausser der prächtigen Ausgabe, die es verdiente, auch eine weit wohlfeilere, aber dennoch saubere, die er dem frugaleren Theil des lesenden Publikums schuldig war. Doch die Buchhändler und Verfasser, die noch vor ihm schon so billig gehandelt haben, sind bekannt und verdienen deswegen den besten Dank.

Aber nein! Das lassen sie wohl bleiben. Viele würden auch dabey verlieren. Denn es geht mit den Büchern wie mit dem Putz. Im Typographischen, wie in der großen Welt, macht das Kleid den Mann. Das schöne Schreibpapier hat alles anzügliche einer geschmackvollen Weste: und das armseligste Witzeln hat immer eine Schattirung von Behäglichkeit, wenn es sich hübsch ausnimmt. Das ist auch der Fall mit den gedachten Westen. Blumen auf Seide gestickt, müssen sehr schlecht seyn, wenn man gewahr werden soll,

daß

daß sie das sind: aber auf einem schlechten Stoff sind schlechte Blumen ganz abscheulich.

Doch der Anblick eines solchen Catch-penny von einem Roman, auf welchen ich izt zufällig die Augen werfe, stört mich in diesen Betrachtungen, und setzt meine Galle in die heftigste Bewegung: — ich fühle ein Brennen im Magen, ein Zittern — ich muß abbrechen.

H — den 20 Okt. 1785.

J. Biderfeld.

Ist es gesund Eis zu essen.

Es ist izund nur gar zu gemein geworden, daß ein jedes Gastmal mit Eis geschlossen wird. Die Großen sind nicht mehr allein im Besitz dieser Leckerey: sie ist bis auf den Tisch des gemeinen Bürgers herabgesunken. Die Frau Meisterinn, die Hausehre des Handwerksmannes, darf freylich, Schande halber, noch keinen Konditor halten; wiewohl es mit der Zeit, wenn die Lebensart so fortgeht, schon dazu kommen wird; aber darum muß es doch nicht an Eis mangeln: sie läßt es einstweilen bestellen.

Nichts ist aber drollichter anzusehen, als die erste Bekanntschaft, die ein ehrenfester Schuster oder Grobschmied mit dieser Hofkost macht. Da er es für eine Art von kalter Grütze oder Milchbrey halten muß, so langt er getrost zu, und

fährt mit einer vollen Ladung zum Munde. Aber ein Heiliger müßte lachen, wenn er sähe, wie ein solches Stück von der schwarzen Rinde der feinen Welt sich an dem verkörperten Froste brennt. Hinunterschlucken kann er den Eisklumpen nicht: denn der Rachen läßt die Fallthüre des Gaumens herab und sperret den Weg. Ausspeyen darf er ihn auch nicht: denn das wäre wider allen Wohlstand. Was thut er also? Er schleudert den noch nicht zerflossenen Bissen in dem offenen Munde unter beständigem Blasen hin und her: das wahre Bild eines Tiegels, worin man Salpeter mit einer Kohle verpuffen läßt. Dabey strömen die milden Thränen über die konvexen Backen, wie der Regen an einer mit Kupfer gedeckten Kuppel herab.

Frägt man nun solche Leute, warum sie denn Eis essen; so antworten sie nicht, wie die Wahrheit ist, daß sie es aus leidiger Nachäffungssucht thun. O nein! „Man sagt, es soll gesund seyn.“ Diese Thorheit wird also auch, mit so vielen andern, der Sorge für die Gesundheit angerechnet.

Warum essen aber die Großen so viel Gefrornes? — Wohlschmacks halber, und weil es Mode ist.

In warmen Ländern ist das natürliche Eis ein wahres Erquickungsmittel, ein ächtes Labsal: denn da wird der Körper von der beständigen

Hitze so geschwächt und erschöpft, daß er einer recht starken Kühlung bedarf, wenn er sie fühlen soll. Sogar der Bettler in Neapolis soll das erjagte Allmosen öfters dazu anwenden, daß er sich Eis verschaft: damit soll er sich so gütlich thun, als der Aldermann zu London bey einem Schildkrötenschmause. Kein Wunder also, daß der reiche Welsche Eis durch die Kunst erschaffen, daß er Kühlung und Gaumenlust paaren läßt.

Mit Erstaunen sieht man die Söhne der Sonne auch in unsern Gegenden, mitten in einer Fieberhitze eiskalte, mit Fleiß gekühlte Getränke zu sich nehmen, ohne daß es ihnen schade.

Aber daraus, daß jene Bewohner heisser Länder an dies Extrem gewöhnt sind, daß ihnen damit gedient ist, folgt doch wohl nicht, daß wir, die den Nordwind aus der ersten Hand haben; wir, die in Betrachtung so vieler Dinge wahre Gegenfüßler von jenen sind, Gefrornes zu uns nehmen müssen, um uns zu erquicken.

Nein, unsere Großen haben dies Labsal bey den südlichen Europäern kennen gelernt: die Zunge hat es lecker, das Auge prächtig gefunden: es ist kostbar; es verursacht einen Aufwand; es unterscheidet die Tafel von dem Tisch. Das sind die wahren Ursachen, warum es bey ihnen ist naturalisirt geworden. Rücksicht auf die Gesundheit hat schwerlich Theil daran gehabt, konnte das auch nicht haben. Denn welcher Arzt in nordlichen Ländern hat jemals dieser Erquickung

das Wort geredet? Wie schnurgerade wäre das nicht allen unsern Theorien zuwider?

Man sage also nur gerade heraus, daß man Eis und Gefrornes ißt, weil es ein Attribut der äusserlichen Größe ist; weil es herrlich schmeckt und so weiter. Nur behaupte man nicht daß es gesund ist, und daß man es darum gebrauche. Man mache nicht auch in diesem Stücke die Arztneykunst zur Kupplerinn der Eitelkeit oder der Schlemmerey.

„Aber müssen Sie nicht gestehen, strenger Herr Eisfeind, daß es kühlt und stärkt?“

Sollte kaltes Wasser das nicht eben so gut thun? Sollte das nicht weit kräftiger kühlen und stärken, da es einfacher ist, da es flüßig ist, da es also sich besser verbreitet, mehr überall wirkt.

„Wasser ist nicht kalt genug!“ — Nur hübsch bey der Wahrheit geblieben: Wasser schmeckt nicht so gut. Die Kälte weiß man schon zu verschaffen.

Die mehresten großen Mahlzeiten, wobey Gefrornes die Tafel ziert, sind von der Art, daß keine Kühlung nöthig ist. Lauwarm kommen die Gerichte auf den Tisch: und kalt in den Mund. Wäre die Suppe nicht, so könnte man manches Diner eine Collation nennen. Und zu diesen mit Mühe in seiner schwachen Wärme erhaltenen Schüsseln sollte noch ein Kühlungsmittel nöthig seyn?

„Aber die feurigen Weine!“ — Wer trinkt denn auch die? Und erst soll Gefrornes den

Wein

Wein kühlen; nachher soll ein feiner Wein der kühlenden Wirkung des Eises entgegen arbeiten!

Und gesetzt, man nehme das Gefrorne in allem Ernste deswegen, damit es das Feuer dämpfe, das jene Weine anzünden; ist das Mittel wohl dem Zweck angemessen? Wie lange währt denn wohl die Kühlung des Magens vom Eise? Dies mit Wärme begabte, von Wärme umgebene Eingeweide macht das kälteste Wasser gar bald laulicht. Zu dem erfolgt die erhitzende Wirkung des trüglichen Syrakusers und seines Gleichen erst eine Zeitlang nach dem Genuß. Diese Mordbrenner legen das Feuer so an, daß es erst am folgenden Morgen zündet.

Noch weniger achten die vielen Gewürze, die der Koch den Gerichten beygemischt hat, zum Beyspiel der spanische Pfeffer, der die Schildkröte zu Grabe begleitet, des Gefrornen so wenig, als die brennende Pechfackel der Schneeflocken.

Was die magenstärkende Kraft des Eises anbelangt, so ist die sehr zweydeutig. Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Trunk kaltes Wasser, oder sehr kühlen Weins den Magen dergestalt erschlafft, die Verdauung dergestalt stört, daß es in der Herzgrube wie ein Stein liegt.

Zuletzt wird man es allerdings gewohnt, und diese lästige Wirkung verspürt man nicht mehr. Aber alsdenn ist es auch, eben der Gewohnheit halber, mit der stärkenden Kraft vorbey.

Das Lächerliche in dem Vorgeben, daß man das Gefrorne der heilsamen Kühlung wegen zu

sich nimmt, zeigt sich in den Zusätzen die es hat. Vanille, Citronschalen u. s. w. sind das keine erhitzende, Wallungen erregende Sachen? Doch man will vielleicht dadurch verhüten, daß der Magen nicht gar zufriere: man will, das Eis soll zwar kühlen, aber nicht zu viel. Welche wahre diätetische Quacksalberey! Das kalte Essen soll durch feurige Weine aufgewärmt, die feurigen Weine durch Gefrornes abgekühlt, die Kälte des Gefrornen durch Gewürze gemäßigt, oder gar durch andere heisse Weine überwältigt werden.

O gar zu sinnreiche Schlemmer, bleibet doch bey der Wahrheit, daß der Gaumen Eis liebt, und laßt doch die Gesundheitsregeln aus dem Spiele! Seyd Prasser, wenn ihr doch nicht anders könnet; nur seyd zugleich keine medicinische Heuchler! Geniesset eures Gefrornen; laßt den Geruch bey dem Geschmack zu Gaste gehen; spannet alle Nerven an, die Brosamen der Wollust aufzusammeln; schmecket mit Leib und Seele; nur gestehet, daß ihr lediglich den Sinnen ein Fest gebt, daß ihr dabey an keine Gesundheit denkt.

Daß diese nicht nur wenig Nutzen von dem Gefrornen habe, sondern sogar dadurch in die gröste Gefahr gesetzt werde, wenn es bey stark erhitzten Körper, zumal bey dem Tanzen als ein Kühlungs- und Erquickungsmittel genommen wird, lehrt die tägliche Erfahrung. Wie manches schöne Mädchen hat nicht das Vergnügen mit dem Leben bezahlen müssen? Entzündungen des Magens oder der Brust sind die Folgen die-

ses Ueberganges von einem äussersten zum andern.

Eben so unsicher ist es für ältliche Personen, die ein nicht ganz ordentliches Zipperlein haben, den Magen durch diese Süßigkeiten zu erkälten. Der böse Gast wird dadurch zu einem Besuch eingeladen, der dem Eisessen ein für allemal ein Ende machen kann.

Gefahr des unvorsichtigen Gebrauchs des Kampfergeistes.

Neulich trug sich eine Quacksalberey zu, die sich freylich wohl manchesmal mag zugetragen haben, die mir aber ein solches Aergerniß gegeben hat, und wenn ich daran denke, noch immer so vielen Unwillen bey mir erregt, daß ich mir auch in diesen Blättern Luft machen muß.

Ein bildschöner, hofnungsvoller Jüngling empfindet, nachdem er einige Stunden in einem Zugwind gesessen, am Oberschenkel selbiger Seite einen heftigen Schmerz, den ein jeder gescheidter Arzt für eine Erkältungsgicht (Rheumatismus) würde gehalten haben. Man läßt einen Aesculap hohlen. „Was giebts denn? — „Einen reissenden Schmerz in diesem Schenkel von der Hüfte biß zum Knie." — „Weiter nichts? Sie werden sich vertreten haben: die jungen Herren machen zu viel von den ritterlichen Uebungen."

gen." — „Ich versichere Sie, daß ich mich nicht des mindesten zu erinnern weiß, das dazu könnte Gelegenheit gegeben haben." — „Ja, ja: Sie achten nicht auf so etwas. Es ist gewiß etwas paßirt: eine Sehne hat Gewalt gelitten. Aber wir wollen schon Rath schaffen. Lassen Sie nur Kampferspiritus hohlen und waschen es fleissig damit."

Der Kampferspiritus wird gebraucht: der Schmerz vergeht. Binnen 24 Stunden stellt sich ein Anfall von Zuckungen ein, woran der junge Mensch, der nie dergleichen gehabt hatte, und dem man nun Marggrafenpulver einschüttet, den Geist aufgibt. Ohne allen Zweifel hatte die aus dem Schenkel vertriebene rhevmatische Materie sich auf das Gehirn geworfen.

Wollten doch die mechanischkurirenden Aerzte einmal Nachdenken brauchen, und einsehen, wie leicht es ist, zwischen Fällen, wo der Kampfergeist, die Seifensalben u. d. ü. Nutzen oder Schaden thun müssen, gebührenden Unterscheid zu machen! Sie haben ja nur bloßerdings nöthig, sich nach der Ursache zu erkundigen. Ist keine äusserliche Gewalt vorhergegangen; hat der Kranke nicht in dem Augenblick eines falschen Trittes, eines Sprunges u. s. w. gleich eine schmerzliche Empfindung gespürt; ist der geringste Grund da, eine innerliche Ursache, eine Erkältung, eine Aergerniß, eine im Körper steckende rhevmatische, arthritische oder andere Materie, für wahrscheinlicher,

cher, ja nur für gleich möglich zu halten; so thut man tausendmal besser, daß man an gar keine äusserliche Mittel von der stark zertheilenden Art denkt, es möchte denn etwa ein Kräuterkissen von Holunder- und Kamillenblumen seyn, als welches immer lindern und gar gelinde zertheilen mag, aber nicht leicht ein plötzliches Zurücktreiben der in dem leidenden Theile steckenden schädlichen Materie bewirken wird.

Warme Köpfe und kalte Füße.

Eine von den begreiflichsten Gesundheitsregeln ist wohl diese: daß man immer dahin sehen muß, daß eine gleiche Austheilung der Säfte durch den ganzen Körper, so viel möglich, unterhalten werde. Auf diesem ungestörten Gleichgewicht in dem Kreislaufe des Bluts beruhet in großer Maaße der ungestörte Fortgang der natürlichen Haushaltung im Menschen. Ohne dies Gleichgewicht ist keine Ordnung, keine Kraft, keine Gesundheit dauerhaft.

Inzwischen denkt Mancher mehr an das politische Gleichgewicht von Europa, als an das physische in seiner eignen kleinen Welt. Mancher Bremenfeld berechnet Gewinn und Verlust bey einem Ländertausch, bey der Wiedereröfnung einer Handelsader, die der Nachbar zu einem Ligament machen wollen, bey dem Bombardement eines Raubnestes u. a. m. und vergißt darüber, daß in

demselben Augenblick eine schußfreye Nachtmütze über ein Paar dünne Strümpfe ein gefährliches Uebergewicht gewonnen hat.

Man braucht eben kein halber Arzt zu seyn, um zu wissen, daß das Blut stärker nach dem Kopf als nach den Beinen zu strömet. Wer weiß nicht, daß man bey der geringsten Erhitzung ein Glühen im Gesicht, wo nicht gar Kopfweh, und bey einer Empfindung von Kälte, diese am meisten in den Beinen fühlt, wofern diese nicht sehr gut verwahrt sind.

Das muß man aber doch wohl erst von dem Arzt lernen, worin der Grund dieser Verschiedenheit liegt. Er verdient allerdings gewiesen, und den Lesern ans Herz gelegt zu werden.

Erstlich also, ist der Weg vom Herzen zum Hirn weit kürzer, als von dorthin zu den Füßen. Folglich ist die bewegende Kraft in jenen obern, kürzern Gefäßen stärker, als in den untern, länger fortlaufenden.

Zweytens sind die Schlagadern, die vom Herzen hinauf zum Kabinet der Seele steigen, in Verhältniß gegen ihre geringe Länge, von beträchtlicher Weite, nehmen mithin eine ansehnliche Quantität Blut auf.

Drittens haben die Gefäße im Kopfe, theils von Natur, theils aus andern Ursachen, die den

Zu-

Zufluß des Bluts vermehren oder den Rückfluß desselben erschweren, weniger Kraft, dem erweiternden und überfüllenden Andrange der Säfte zu widerstehen. Wo aber das Blut den wenigsten Widerstand findet, da geht es am meisten hin: das bedarf keines Beweises.

Viertens ist ein jeder Reiz, an und in irgend einem Theil, mit einem stärkern Zufluß der Säfte nach demselben verknüpft. Nun aber wirkt jede Anstrengung des Geistes, jede Bewegung des Gemüths, auf das Hirn wie ein Reiz, und zieht mehr Blut als gewöhnlich dahin.

Darum wird man zuweilen so roth, so warm im Gesicht, wenn man ganz stille sitzt, bloßerdings von Gedanken, die die Seele sehr beschäftigen. Darum fährt der arbeitende Gelehrte mit der Hand so öfters in die Nachtmütze. Darum muß diese Hülle gleich herunter, wenn man warm im Kopfe wird. Darum kann man von wahrer Begeisterung, Dichterentzückung, Rednerwärme und einer Knotenperücke wohl sagen: Non bene conveniunt nec in una sede morantur.

Freylich gibt es Leute, die von so etwas gar nichts wissen, die mit offnen Augen ohne Sinnen und Gedanken gehen, und wohl gar wie eine Kempelersche Maschine Schach spielen können, ohne dabey zu denken. Wer kennt nicht einen und andern solchen kaltblütigen Froschkopf, der seine Seelenkräfte nicht allemal mit in Gesellschaft nimmt, sondern sie bisweilen zu Hause vergißt,

wie seine Tobacksdose? — Aber bey den meisten Sterblichen ist die Seele doch unaufhörlich beschäftigt, unaufhörlich in Bewegung: allerdings bey dem Einen mehr als bey dem Andern: bey dem Franzosen z. B. hat sie eine Art von Veitstanz.

Man könnte noch wohl mehrere Ursachen angeben, warum das Blut so leicht in vermehrter Menge nach dem Kopf zu geht; aber die obigen vier sind hinlänglich, zu beweisen, daß diese Wallung die ich bald als ein Schreckbild vorstellen werde, gleichwohl keine Chimäre ist.

Und Chimäre kann sie nicht seyn: denn es ist der Natur gemäß, daß viel Blut nach dem Kopfe gehen soll. Denn nicht nur die äusserlichen Sinneswerkzeuge, die hier ihren Sitz haben, fordern viele Säfte; sondern auch das Hirn selbst kann nicht eines beständigen reichlichen Zuflusses entohnigt seyn, theils wegen der Absetzung des Nervensafts, die aller Wahrscheinlichkeit nach darin vorgeht, theils wegen seines Baues, der leicht zusammenfällt, wenn die Adern nicht immer biß auf einen gewissen Grad angefüllt und ausgedehnt erhalten werden.

So lange diese Anfüllung und Ausdehnung der Blutgefäße des Hirns in gewissen Schranken bleibt; so lange nicht jener starke Trieb der Säfte dahin durch andere Ursachen vermehrt wird, hat es eben keine Gefahr. Geschicht aber das Letztere, so bleiben die Folgen nicht aus. Das geringste Uebel

bel, ist Kopfweh, Unfähigkeit zum Denken, Nasenbluten, Schwindel, unruhiger Schlaf, schreckende Träume, und desgleichen. Darauf leiden die Sinne, das Gesicht, das Gehör, das Gedächtniß. Zuletzt kömmt es zu Schlafsucht, Schlagfluß, Raserey.

Frauenzimmer, die das Blut zu heftig nach dem Kopfe zu treiben, haben selten eine gewisse Erleichterung der Natur in gehöriger Ordnung: und das zieht denn wieder die schlimmsten Folgen nach sich.

Um so viel leichter aber kann ein gar zu starker Trieb der Säfte nach dem Hirn erregt werden, und jene gefährlichen Wirkungen haben, wenn ein besonderer Bau dazu beyträgt. Alle diejenigen, die große Köpfe und kurze Hälse haben, hält man, zum Theil auch aus dieser Ursache für Kandidaten des Schlagflusses.

Alle Kinder haben im buchstäblichen Verstande verhältnißmäßig mehr Kopf als Erwachsene. Daher geht das Blut bey ihnen in starken Strömen nach dem Hirn. Deswegen hat auch ein Kind nicht leicht Fieber, ohne im Gesicht zu glühen, und in einem Taumel zu liegen, oder zu rasen, wie ein Betrunkener.

Unendlich ist die Zahl der Ursachen, die das Blut in diese höchstgefährliche Art von Wallung setzen. Kopfbrechen, Studieren, Leidenschaften,

Selbstbefleckung und jedes andere erzwungene Venusopfer, starke Getränke, Mißbrauch des Mohnsafts, Ueberladung oder Beschwerung des Magens, Leibesverstopfung, Drängen bey diesem natürlichen Geschäfte, andere mit Anstrengung der Kräfte, oder niedriger Lage des Kopfs, verbundene Leibesbewegungen, Lagen oder Stellungen, heftige Hitze, zumal Sonnenwärme am unbedeckten Kopf, große Kälte, insonderheit an den Beinen, warme Betten, viel Schlafen, Nachtwachen, enge Kleider, vorzüglich enge Halsbinden, Blasen, Schreyen, und andere Anstrengungen, wie auch allerley Beschwerden des Athemholens gehören hieher.

Izt aber will ich nur von zween Modefehlern reden, wodurch das Blut recht mit Fleiß nach dem Hirn getrieben wird, von schwerem Kopfputz und dünnen Strümpfen oder gar bloßen Beinen.

Der Kopf wird noch immer zu viel beladen. Allerdings fallen einige Maschinereyen weg. Puder und Pomade, die Salbung der Stutzer, hat dem einfachen natürlichen rundem Haar der Britten bey Tausenden weichen müssen. Die großen Wülste und Packen von fremdem Haar, die das schöne Geschlecht unter dem natürlichen zu verstecken pflegte, um diesem ein reizendes Ansehen von schwer zurückzudrängender Fülle zu geben, haben durch die Judenzinsen, die sie dem eigenthümlichen Haare kosteten, und durch die unangenehmen Gäste, die Flechten und Ringwürmer,

die

die sie mitbrachten, ihren Kredit verlohren. Dahingegen behauptet sich noch immer eine andere nicht weniger lästige Mode. Die Damen tragen Mannshüte, die zum Theil sehr massiv sind, und das Blut stark nach dem Kopfe locken.

Strümpfe, so dünne als Goldschläger-Haut, werden nun wohl nimmermehr aus der Mode kommen, so lange unserm Geschlecht daran gelegen seyn kann, ein wohl gedrechseltes Bein in fast nackender Schönheit zu zeigen, damit ja nicht das geringste Segment der hofnungsvollen Wade auf Rechnung einer ründenden Kunst gesetzt werde. Und bey Frauenzimmern fordert die Niedlichkeit des Fußes nicht weniger eine kaum sichtbare Hülle, wiewohl alsdenn die ganze Achillesflechse mit ins Auge fallen muß, damit die Einbildungskraft sich ein bezauberndes Crescendo denken möge.

Aber itzund haben wir noch weit mehr als das erlebt. Man will, daß die kleinen Kinder mit bloßen Beinen gehen sollen: und ich kenne erwachsene Personen, versteht sich von unserm Geschlecht, die ihr Negligé so profond machen, daß sie mit nackenden Unterschenkeln im Garten umhertraben, um der Morgenluft zu geniessen, auch beym Frühstück sogar vor weiblichen Augen à la Massaniello erscheinen.

Dieses Stück in der neuen Kindererziehung kann unmöglich von einem Arzte kommen, wenigstens von keinem bedachtsamen Arzte und freyem

Manne, der eben so wenig neuen herschenden Modefratzen heuchelt als alten Vorurtheilen frohnt.

Jeder Arzt, der kein Schalksknecht ist, muß den Eltern rathen, daß sie ihren Kindern eine solche physische Erziehung geben, womit ihnen in der Folge wirklich gedient ist, das heißt, den zarten Körper bey Zeiten und allmählig zu derjenigen Lebensart zu gewöhnen, die der künftige Bürger in seinem vermuthlichen Beruf wahrscheinlicher Weise wird führen müssen; nebenher aber ihn doch so abzuhärten, daß ihm in der Folge eine und andere Abweichung von jener Lebensart, dergleichen unmöglich vermieden werden können, nicht augenblicklich Schaden zuziehe. Denn woher anders, als von Ungewohnheit, von einer immer gleichen Erziehung, kommen so viele Krankheiten, denen einzelne Erwachsene unterworfen sind, wenn sie etwas mitmachen müssen, das hundert Andern gar nicht schadet? Warum anders, als weil man den Knaben nicht frühe auf allerley Abwechslungen vorbereitet hat, ist der Mann zu diesem und jenem Geschäft oder Beruf so untauglich?

Zu der medicinischen Lebensart, wovon izt die Rede ist, gehört unter andern auch alles was die Kleidung betrift. Also müssen verständige Eltern darauf sehen, daß ein Kind auch in Rücksicht auf die Beine, an mehr oder weniger Bedeckungen gewöhnt werde, je nachdem es Aussichten ins Leben hat.

Ist der Herr Papa ein Fischer, ein Schiffer, ein Bauer, ein Tagelöhner, oder gar ein Bettelmann, und denkt er seinen Sohn bey eben dieser Handthierung zu lassen, so thut er über die maaßen wohl, wenn er die gedachte Methode der neuesten Pädagogen auf diesen Erben seines Berufs anwendet, und ihn öfterer mit bloßen als bedeckten Beinen gehen läßt.

Ich sage öfterer: denn sogar der Bauer, der Tagelöhner muß doch auch zuweilen in Strümpfen und Schuhen, ja wohl gar in Strümpfen und Stiefeln gehen: und ist er nicht daran gewöhnt, so wird ihm diese Bedeckung äußerst beschwerlich seyn.

Wie viel mehr muß sich also nicht ein Mann von Stande hüten, daß er nicht einen Sohn, der nach aller Wahrscheinlichkeit einmal wird viel reiten, oder in der Seidenwürmerhitze der Gerichtssäle, der Vorgemächer, der herrschaftlichen Zimmer wird schwitzen, ja wohl gar zuweilen unter den heissesten Himmelsstrichen schmachten müssen, in der zarten Kindheit dazu anhalte, mit bloßen Beinen der Kälte zu trotzen.

Mit Erstaunen und Wehmuth sehe ich einen schönen Knaben, den man immer ohne Strümpfe in der freyen Luft herumtragen, und in einem Nordwinde, der das Blut in den Herzkammern möchte gerinnen machen, stille sitzen läßt. Wahrscheinlicher Weise wird dies Kind in seinem männlichen Alter zuweilen das Eismeer besegeln, zu-

weilen aber auch das mittelländische Meer, und zu andern Zeiten wird ihn sein Beruf nach West- und Ostindien führen. Man bedenke nun, ob diese Angewöhnung an Kälte ihm allemal werde zum Vortheil gereichen.

Beine, die von der Wiege an sind an Blöße und Kälte gewöhnt gewesen, müssen in der Folge von Strümpfen und Stiefeln große Beschwerde leiden. Diese so viele Jahre lang fremd gewesenen Bedeckungen müssen drücken, reizen und brennen. Wir sehen ja, was wir leiden, wenn wir einmal dickere und wärmere Strümpfe tragen als gewöhnlich, zumal in warmen Wetter.

Und in Strümpfen soll man doch bey hübschen Leuten erscheinen: man kann sich doch nicht immer in puris naturalibus sehen lassen. Daß unsere Damen mit bloßer Brust und nackendem Halse einhergehen, ist ganz etwas anders. Für die Herzen mag es gefährlich seyn; aber den Augen ist es sehr behäglich. Aber daraus folgt nicht, daß das schöne Geschlecht dem unsrigen gleiche Höflichkeit erzeigen, und es nicht ekelicht finden soll, nackende Männerbeine vor Augen zu haben, die einem Stück rohes Rindfleisch, das an einem staubichten Sommertage auf einen Käufer wartet, ähnlich sehen. Ein artiger Anblick bey einer Toilette. Doch da soll es vielleicht heissen: ex pede Herculem.

Reinlichkeit ist unläugbar eben so sehr der Gesundheit zuträglich, als sie allen gesitteten Leuten

Leuten annehmlich ist. Diese Hauptforderniß aber muß doch weit mehr bey denen Beinen mangeln, die der Luft und allem was in ihr lebt, webt und schwebt, Preis gegeben werden, als bey denen, die täglich mit reinen Strümpfen bedeckt werden.

Die Gönner dieser Wildemännermode werden hierauf antworten, daß die bloßen Beine nicht so sehr dem Schwitzen unterworfen sind, das nur gar zu oft die bedeckten dem Sinn des Geruchs unleidlich macht. Aber daß nicht bloße Füße in Pantoffeln und Schuhen auch ihre Ausdünstung verrathen sollten, daran zweifle ich sehr. Und was das Riechbare der bedeckten Unterextremitäten anbetrift, so läßt sich das durch reine Strümpfe schon hindern.

An der freyen Ausdünstung ist unendlich viel gelegen. Ob die an einer so großen Fläche, als die Beine haben, gehindert wird oder nicht, das kann gewiß nicht gleich viel seyn. Von einer irgendwo in Unordnung gekommenen Ausdünstung stammen hunderterley Krankheiten her.

Man wird wieder antworten, daß bloße Hände, bloße Arme, das bloße Gesicht ebenfalls ausdünsten. Ich läugne das auch nicht; aber womit will man beweisen, daß diese Function bey solchen Personen, die von Kindheit an mit bloßen Beinen zu gehen gewohnt gewesen sind, nicht in Unordnung kömmt, wenn nun Bedeckungen getragen werden?

 Aber

Aber da kömmt ein Schutzpatron der Mönchsbeine auf dem Schlachtpferde eigner Erfahrung angeritten und ruft: „Ich bin selbst mit bloßen „Beinen gegangen, ich gehe noch damit, und „ich befinde mich wohl dabey.“ — Aber Sie haben vielleicht eine eiserne Natur, mein Herr. Und wenn Sie auch ein Fürst wären, so gilt Ihr individuelles Wohlbefinden in der Arztneykunde nichts.

„Nun denn, so viele andere, Mönche, Bauern, Fischer, Schiffer und so weiter.“

Wir wollen das zugeben; wiewohl noch immer vieles eingewandt werden könnte: denn auch diese baarfüßigen Mitbürger sind Krankheiten unterworfen, die wahrscheinlicher Weise großentheils in dem Mangel der Bedeckungen ihren Grund haben. Aber die Frage bleibt ja immer, ob denn alle hübsche Leute sollen als Mönche, Fischer, Bauern u. s. w. leben?

Und dann getraue ich mir, gegen einen jeden, der bey bloßen Beinen sich wohl befindet, einen andern zu stellen, der Strümpfe trägt und doch eben so gesund ist als der Baarfüßer.

Jedoch wir kommen zu dem wichtigsten und unwiderlegbarsten Grunde, warum ein vernünftiger Mann dieser Modegrille, die Kinder mit bloßen Beinen gehen zu lassen, entsagen muß.

Wer sein Kind gewöhnt mit unbedeckten Beinen zu gehen, der gewöhnt diese Theile kalt zu

seyn.

seyn. Nun sind kalte Beine weder eine Hülfe zur Gesundheit, noch ein Zeichen von Gesundheit. Darin werden alle Aerzte einig seyn, müssen es auch: denn die Erfahrung lehrt es ja.

Bey denen, die kalte Beine haben, geht das Blut mehr nach dem Kopf zu, als bey andern. Gewöhnt man nun ein Kind, der Strümpfe zu entbehren, so gewöhnt man auch die Blutgefäße, nicht so viel Blut einzunehmen, als sie sonst würden gethan haben. Allemal wenn das Blut in Aufwallung geräth; wenn es ausgedehnt wird, wenn es, so zu sagen, nicht weiß wo es hin soll; wenn es sich dahin drängt, wo es den wenigsten Widerstand findet, geht es nicht nach den Beinen, sondern nach dem entgegengesetzten Ende, dem Kopfe, oder nach den innern Theilen.

Das ist denn nun ein herrlicher Tausch! Damit ein Kind nicht in die ganz erschreckliche Gefahr gerathe, Husten oder Schnupfen zu bekommen, unterwirft man es mit der Zeit, Kleinigkeiten, einem kleinen Blutspeyen, ein paar Augenkrankheiten, einem Schlagflüßchen, oder einem Bißchen Raserey!

Das ist die neue physische Erziehung! Das sind Dinge die sogar von Aerzten sollen empfohlen worden seyn! Ich sage sollen: denn mit Gewißheit weiß ich es nicht, also noch weniger von wem. Aber wer es auch ist, so hat er hierin wider sein besseres Wissen geredet. Aber

Quo non mortalia pectora cogis,
Famae ſacra ſitis?

Unläugbar öffnet man den verdrüßlichſten und gefährlichſten Wallungen des Blutes nach dem Kopfe, Naſenbluten, Kopfweh, Schwindel, Augenentzündungen, Schlafſucht, Zuckungen, fallender Sucht, Schlagfluß u. ſ. w. Thür und Thor, wenn man den freyen Einfluß der Säfte in die untern Extremitäten ſtört. Wenigſtens werden dadurch andere Urſachen dieſer Zufälle verſtärkt: und der Arzt ſieht daher, wenn er ſelbige verhüten will, ſorgfältig auf den Zuſtand des Kreislaufes in den Beinen. Wem iſt nicht bekannt, daß in ſolchen Krankheiten, wo das Blut zu ſtark nach dem Kopf ſteigt, warme Fußbäder vorzüglich gerühmt werden? Warme Beine, warme Strümpfe, iſt der erſte Rath bey denen, die einem unordentlichen Kreislaufe und den davon entſtehenden Zufällen unterworfen ſind.

Man räth auch wohl den Kopf kalt zu halten, und kaltes Waſſer darüber zu legen: und das hat ſeinen unwiderſprechlichen Nutzen. Aber dieſer Nutzen iſt nicht in voller Maaße zu erwarten, wenn man nicht demjenigen Uebermaaß von Blut das man zurücktreiben will, anderswo Raum bietet. Alſo muß man zu allererſt auf die Erweiterung der Gefäße in den untern Extremitäten bedacht ſeyn. Wohl dem, deſſen Adern dazu geneigt ſind.

Bey Kindern geht das Blut in ganz ausnehmend überwiegendem Verhältniß nach dem Kopfe. Die Menge der Säfte im Gehirn ist groß; die Kraft, womit es dahin getrieben wird, ist ebenfalls groß; kein Wunder also, daß sie bey einem Fieber, oder nach andern Erhitzungen, so leicht in einen Taumel, eine Schlafsucht, ein Rasen, ja in Zuckungen verfallen.

Ist das nun wahr, wie kein verständiger Mensch in Zweifel ziehen kann; so folgt auch, daß derjenige, der sein Kind an kalte Beine gewöhnt, auch den stärksten Zufluß des Bluts mehr nach dem Kopf zu gewöhnt, und in einem Alter, da die Natur ohnehin zu solchen Aufwallungen vorzüglich geneigt ist, und wo ein jeder Fehler so dauerhafte, ja beynahe untilgbare Folgen hat, sie recht mit Fleiß darin unterstützt. Und daß es hier recht heißt: jung gewohnt, alt gethan, das ist nur gar zu sicher.

Der Kurzsichtige bemerkt nicht gleich diese schlimmen Folgen, und nimmt das als einen Beweis der Unschädlichkeit der neuen Methode. Aber der Grund zu Kopf- und Augenkrankheiten wird alsdenn schon gelegt, wenn er sich zu seiner großen Weisheit noch Glück wünscht.

Husten, und Schnupfen, und Halsweh sind mit von den Uebeln, die man vermöge dieser neuen Baarfüsserey vorbeugen will. Doch ist noch eine große Frage, ob diese Krankheiten nicht am öftersten, wie der berühmte Weikard meint, von

einer gewissen Luftbeschaffenheit herrühren, und ob es nicht auch Mönche gibt, die Katarrhe bekommen. Bauern und andere gemeine Leute, die bey ihren unbedeckten Beinen Husten haben, wie ein Erdbeben, hat wohl ein Jeder gesehen.

Noch ein paar Gründe verdienen angemerkt zu werden.

Wenn ein Mensch von Jugend auf mehr an bloße als bedeckte Beine gewöhnt worden, werden ihm denn nicht Strümpfe, oder wenigstens Stiefeln beschwerlich fallen und Hitze, Jucken u. s. w. erregen? Und die meiste Zeit muß doch ein Weltmann Strümpfe tragen: er kann ja nicht immer als ein Seapoy erscheinen.

Die bey uns gewöhnlichen Bedeckungen der Beine dienen nicht lediglich, die Wärme in diesen Theilen zu unterhalten, sondern auch sie zu schützen. Sie sichern wider manchen Stoß und manches Insect.

Ueberhaupt muß man zwischen kalten und heissen Beinen einen Unterschied machen. Auch hierin läßt sich ein Mittel treffen und nutzen. Zwirnstrümpfe geben gewiß nicht zu viele Wärme. Jedoch würde ich in unsern nordlichen Gegenden immer zu dünnen wollenen rathen.

Von der Tödtlichkeit der gewaltsamen Verletzungen.

Vielen von meinen Lesern wird bekannt seyn, daß alle gewaltsame Verletzungen, wodurch ein Mensch auf eine gesetzwidrige Art *) des Lebens beraubt wird, in allen gesitteten Ländern auf gerichtliche Veranstaltung von einem oder mehrern dazu befugten Aerzten besichtigt, untersucht und beurtheilt werden müssen, damit der Richter zuverläßig erfahre, ob der Tod von einer solchen Verletzung eine nothwendige und unabwendbare Folge gewesen, oder ob er durch zeitig angewandte Hülfe hätte verhütet werden können, oder ob er gar nur einem begangenen Fehler des Arztes, des Verletzten selbst oder andern Nebenumständen zuzuschreiben sey: oder, um in der Kunstsprache zu reden, ob die Verletzung unbedingt (absolute), oder nur an sich (per se), oder gar nur zufälliger Weise (per accidens) tödtlich gewesen. Je nachdem sie zu der ersten, andern oder dritten Klasse gezählt werden muß, ist der Thäter, unter übrigens gleichen Umständen mehr oder weniger strafbar.

Wie weit dies nun recht und billig ist, wenn der Thäter nicht die Zergliederungskunde und Wundarztneykunst inne, und die Verletzung mit Fleiß

*) Denn es gibt leider! nur gar zu viele gesetzmäßige tödtliche Verletzungen.

Fleiß eigentlich so und nicht anders gemacht hat, das gebe ich dem Leser, der dies beurtheilen kann, zu bedenken.

Aber eins und anders muß ich doch als Arzt nicht ungerügt lassen, sondern in seiner ganzen Unbilligkeit und Ungereimtheit darstellen: und das ist erstlich der ängstliche Unterschied, der noch immer *) zwischen den an sich tödtlichen und den zufälliger Weise tödtlich gewordenen Verletzungen gemacht wird.

Man nennt an sich tödtliche Verletzungen diejenigen, worin durch zeitige Anwendung dienlicher Hülfsmittel das Leben noch wohl gerettet werden kann, dahingegen in den unbedingt tödtlichen keine Kunst etwas ausrichten kann. Zufällig tödtliche sind die, wovon der Tod nie hätte erfolgen müssen, wenn der Kranke, der Arzt und andere das Ihrige gethan hätten, oder keine andere ungünstige Umstände dazu gekommen wären.

Nun setze man den Fall, daß **Max** und **Veit** sich schlagen; daß der Zweykampf in der Nähe eines Ortes geschicht, von wannen ein guter Wundarzt zu haben ist; daß eine Schlagader verletzt

*) Dieser Aufsatz erschien in dänischer Sprache bereits 1782, und schon vorlängst habe ich in meinen Vorlesungen wider diese Unterscheidung geeifert. Ob übrigens Andere vor mir eben dieselben Gründe angegeben haben, weiß ich nicht. Eschenbachen habe ich nicht gelesen.

letzt wird, die gerne unterbunden werden könnte; daß aber durch einen unglücklichen Zufall, der Wundarzt nicht bald genug herbeygeschaft werden kann, so daß wegen dieser ausgebliebenen Hülfe der Verwundete an der Verblutung stirbt: ist denn diese Verletzung nicht ebenfalls bloßerdings zufälliger Weise tödtlich geworden? Ist die Abwesenheit des geschickten Wundarztes nicht eben so wohl ein nachtheiliger Umstand, der dem Thäter zu Nutzen kommen muß, als die Ungeschicklichkeit eines wirklich zu Hülfe gerufenen?

Wenn man dies recht beherzigt, so sieht man auf welchem schwachen Grunde diese feine, spitzfindige, jesuitermäßige Eintheilung der nicht unbedingt tödtlichen Verletzungen, in an sich und zufälliger Weise tödtliche, beruhet, und wie laut Vernunft und Menschlichkeit, Recht und Billigkeit dawider spricht.

Es kann nur zwo Klassen von Verletzungen geben; tödtliche, woran der Mensch das Leben verlieren muß, wenn er auch der einzige in der Welt wäre: und nicht tödtliche, die da hätten ohne Verlust des Lebens abgehen können, oder gar müssen.

Ich weiß wohl, daß auch bey denen Verletzungen, die nur an sich tödtlich sind, der Thäter für sein Leben weniger zu fürchten hat, als bey den unbedingt tödtlichen. Aber er wird doch noch immer zu sehr mit dem Mörder vermengt.

Ein anders wäre, wenn darauf Rücksicht genommen würde, wo und wann die Schlägerey geschehen; ob Ort und Zeit wissentlich, oder gar mit Fleiß, so gewählt worden, daß kein Wundarzt von hinlänglicher Geschicklichkeit dem Verletzten zu Hülfe kommen können, oder ob vielmehr für einen solchen bestmöglichen Beystand gesorgt worden. Daher würde ich, wenn ich einmal ein Utopien, ein Sevarambien, eine Felsenburg träumen sollte, in dem etwannigen Duel-Mandat recht sehr auf diesen Umstand sehen; und denen, die sich in Gegenwart eines bewährt gefundenen Aeskulaps die Hälse brächen, weit mehr Gnade widerfahren lassen, als denen, die sich nur um die Rettung ihrer Ehre, nicht aber um die Rettung des Lebens bekümmern. Bey diesen Letztern würde ich immer einen größern Groll und feindseligen Trieb zu schaden vermuthen. Es versteht sich, daß hier nicht von den urplötzlichen, unvorhergesehenen Rencontres die Rede ist.

Unläugbar müßte in der Abfassung derjenigen Criminalgesetze, die für dies Fach gehören, weil doch auf den Ausgang, das Sterben und Nicht-Sterben des Verletzten, so vorzüglich gesehen wird, mehr Rücksicht auf den lokalen Zustand der Wundarzteneykunst genommen werden. Wenn eine solche gewaltsame Verletzung an einem Orte geschicht, wo vortrefliche Wundärzte, wahre Meister in ihrer Kunst, zu haben sind; so verdient

der

der Thäter, unter übrigens gleichen Umständen, mehr Schonung, als wenn sie irgendwo statt findet, wo es mit der Chirurgie notorisch schlecht bestellt ist.

Zu Berlin, zum Beyspiel, ist immer weit mehr zu hoffen, daß der Verletzte noch wohl davon kommen werde; denn da giebt es einen Schmucker, einen Theden, einen Bilguer und so manchen andern großen Wundarzt, der heilen kann, was Andere wohl müssen ungeheilt lassen. Aber ganz anders verhält es sich, ohne Zweifel, an manchen Orten, die von einem rechtschaffenen, in jener Schule gebildeten Regiments- oder andern Chirurgus weit entfernt sind.

Wegen der täglich zunehmenden Bereicherung und Erweiterung der Wundarztneykunst sollte auch die ganze Lehre von der Tödtlichkeit der Verletzungen, in den gerichtlichen Arztneybüchern von Zeit zu Zeit abgeändert werden. Denn man kann mit Wahrheit sagen, daß izt nicht alles das unbedingt und an sich tödtlich ist, was vor einem halben Jahrhundert so hieß. Man heilt nunmehr Wunden und zumal, (Dank sey dem großen Schmucker!) Kopfbeschädigungen, die vormals gewiß manches doppelte Leben gekostet haben.

Allerdings sind die meisten gerichtlichen medicinischen Schriftsteller in diesem Stück hart, biß zur Unmenschlichkeit hart, und handeln schnurgerade

rade wider einen Lehrsatz, womit sie sich sonst sehr brüsten, nemlich in zweifelhaften Fällen den gelindern Weg zu wählen, das heißt zu Gunsten des Thäters zu urtheilen. Ich finde die herrliche Schlußformel, die Wieland in seinem Oberon dem Kaiser Karl in den Mund legt:

„Verbleiben übrigens in Gnaden Dir gewogen:“

sehr anwendbar auf jene Herren.

Sie behaupten nemlich, daß eine Verletzung, die in den meisten Fällen unbedingt tödtlich ist, nicht deswegen, weil sie bey Einem Menschen geheilt worden, müsse aus der Zahl der unbedingt tödtlichen weggelassen werden.

Dies ist nun eine Behauptung, die wohl verdient erörtert zu werden: und da wird sich zeigen wie unbillig sie ist, so unbestimmt oder uneingeschränkt, wie sie da steht.

Freylich gibt es Heilungsgeschichten, die theils nicht glaubwürdig genug sind, theils in ganz besondern glücklichen Nebenumständen ihren Grund gehabt haben, und also in einer allgemeinen Regel keine Ausnahme machen können. Die Chirurgie hat eben so, wie alle andere Wissenschaften, ihre Träume und ihre Mährchen. Einem Job van Meekren, Stalpart van der Wiel u. a. m. würde ich nun auch eben nicht viel glauben. Aber wenn ein Mann von Ansehen, von dem

dem grösten Kredit, eine seltene Heilung bewirkt und sie auf das anschaulichste beschrieben, ja wohl gar Zeugen angeführt hat, so daß aller Zweifel Eigensinn, Unbilligkeit oder Fratze wäre; so will das etwas mehr sagen.

Wenn nun offenbar ist, daß kein Naturspiel, kein blinder Zufall zu einer solchen bißher noch nie erhörten Heilung beygetragen, sondern das Ganze, nächst Gott, der Geschicklichkeit und dem Fleiß des Wundarztes zuzuschreiben gewesen; so erhellt daraus unwidersprechlich, daß eine solche Verletzung nicht für unbedingt oder absolut tödtlich gelten muß. Denn nur diejenige verdient so zu heissen, wobey entweder niemals auf eine beglaubte Art das Leben ist gerettet worden, oder doch diese etwanige Rettung in ganz besondern günstigen Nebenumständen ihren Grund gehabt hat.

Kömmt nun noch dazu, daß der Wundarzt die Heilungsgeschichte so deutlich beschrieben und alle Stücke so auseinander gesetzt hat, daß ein jeder verständiger Kollege selbige auf ähnliche Fälle anwenden kann, so ist es eine Gewissens-Sache, noch immer die unbedingte Tödtlichkeit eines solchen Falles anzunehmen, und auf das was gemeiniglich geschicht zu sehen.

Man komme nicht mit dem kläglichen Einwurf, daß ausserordentliche Wundärzte, Männer die Einsichten und Genie, Handgeschicklichkeit und

Erfahrung vereinigen, selten sind, dahingegen der gröste Haufe der Chirurgen in den Schranken der Mittelmäßigkeit bleibt.

Nichts wäre erbärmlicher als daß der Thäter unter dieser traurigen Wahrheit leiden sollte. Großer Gott! gerechter Richter! Menschenleben sollte unwürdigen Wundärzten aufgeopfert werden! Eine Wunde, die unter der Behandlung eines Schmuckers nicht wäre unbedingt tödtlich gewesen, sollte es darum seyn, sollte darum das Blut des Thäters fordern, weil nicht jeder Chirurge ein Schmucker seyn kann.

Wehe dem Arzte, der in einem Bedenken, das Leben und Todt betrifft, das Wort Hülfe der Kunst nicht in seinem edelsten Verstande nimmt, nemlich so wie jene große Männer sie ausüben! Wer darunter nur die eingeschränkte, armselige Kunst der gewöhnlichen Podalirien verstünde, der hätte kein Gewissen.

Wenn also die Tödtlichkeit der Wunden nach dem, was gemeiniglich geschicht, bestimmt werden soll; wenn eine Verletzung deswegen für unbedingt tödtlich erklärt werden soll, weil sie nur einmal oder einige male von einem einzelnen und ausserordentlichen Manne geheilt worden; wenn das, was dem einzelnen ausserordentlichen Manne möglich gewesen, andere nicht zur Nachahmung verpflichten, sondern nur als ein curioser Casus angesehen werden soll; so hat der arme Thäter, dem nun das Gewöhnliche der Chirurgie

das

das Leben kostet, große Ursache denjenigen zu verwünschen, der bey dem Gewöhnlichen ist stehen geblieben, der nicht so viele Einsichten, Kenntnisse und Uebung erworben, und sich in der Heilung so treu und thätig, so erfindsam und hülfreich gewiesen hat, als ein größerer Mann würde gethan haben; ja er muß alle diejenigen verwünschen, die daran Schuld sind, daß die gröste Zahl der Wundärzte noch immer mittelmäßig ist und bleibt.

Dies Uebel ist nun freylich nicht zu ändern, zumal so lange die Wundarztneykunst noch wie ein Handwerk getrieben wird. Man wird noch lange, ja vielleicht biß an das Ende der Welt mittelmäßige, schlechte und elende äusserliche und innerliche Aerzte haben, die sowohl in dem gerichtlichen, als in dem klinischen Fach viel Unglück anrichten.

Wer die neuesten Verbesserungen in der Wundarztneykunst kennt; wer da weiß, wie vieles in unsern Zeiten möglich geworden ist, was unsere Väter für unmöglich gehalten haben; wer zumal die Lehre von den Kopfbeschädigungen inne hat, und den Bemühungen eines Schmuckers zu deren Aufklärung kann Gerechtigkeit wiederfahren lassen: der wird gestehen, daß vormals viele hundert, ja tausend gewaltsame Kopfbeschädigungen müssen für unbedingt tödtlich, oder für an sich

tödtlich erklärt worden seyn, die in unsern Zeiten für das nicht mehr gelten würden, und daß ich in dem Obigen mit keinem Schatten gestritten habe.

Unläugbar muß die Zahl der an sich tödtlichen Wunden izt herabgesetzt werden, da man fast an jedem Fleck am Hirnschädel den Bohrer ansetzen kann, und da der Nutzen der kalten Umschläge am verletzten Kopfe zur Verhütung tödtlicher Ergiessungen und Vereiterungen so erwiesen ist.

Möchten doch die Rechtsgelehrten auf diese hochnöthige Verbesserung eines so wichtigen Hauptstücks in der gerichtlichen Arztneykunde aufmerksam werden, und zumal bey Kopfbeschädigungen, die man an sich tödtlich zu nennen beliebt hat, das chirurgische Verfahren von einem Unparteyischen beurtheilen lassen! Wie manche Wunde würde alsdenn für zufälliger Weise (per theoriam) tödtlich erkannt werden!

Etwas vom Küssen.

Manches in diesem Buch macht gewisse Leute ekeln, welches ich aber nicht ändern kann. Denn dies Indelicate mag doch auch für manche Andere seinen großen Nutzen haben: und darum muß es mir mehr zu thun seyn, als um den Beyfall der feinen Welt, wie wenig gleichgültig dieser mir auch seyn mag. Izt ist einmal die Reihe an

mir:

mir: ich will auch von einer Sache schreiben, bey welcher mir ganz ipekakuannenmäßig zu muthe ist, und wobey ich gewiß mehr als einmal werde die Feder weglegen müssen. Und das sind — sollte man 's glauben? — Küsse.

Darunter verstehe ich aber ganz und gar nicht diejenigen, von welchen ich weiß nicht welcher Dichter ein ganzes Buch Verse gemacht hat, die nemlich zwischen Liebenden vorfallen, und deren Werth ich vollkommen erkenne. Denn wo wäre wohl der Sterbliche, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben einen Kuß geschmeckt hätte,

einen Kuß voll jugendlicher Glut,
dergleichen Mars von Venus nie empfangen,
wenn er in ihrem Arm vom Siegen ausgeruht?

Freylich verdienen auch diese Küsse zuweilen Tadel: nemlich wenn sie öffentlich gegeben werden. Liebende müssen keinen Kuß recht süß finden, der nicht unter vier Augen gegeben oder geraubt wird. Die gestohlnen sind immer die angenehmsten und entzückendsten: und stehlen thut man doch nicht gern vor den Augen der Welt? Nein, die rechte Zeit zum Küssen ist der vertrauliche Abend. Das ist, wie Vater Hagedorn sagt,

Die Zeit erwünschter Finsternisse,
Die schlauer Töchter stille Küsse
Den Müttern unerforschlich macht.

 Wer

Wer seine Infantin in Gegenwart Anderer als etwa einer Zofe küßt, der verräth entweder einen Trieb, der eben nicht platonisch ist, oder wohl gar, daß seine Liebe ihre erste Kraft und Stärke verlohren hat, und von einer reinen stillen Flamme zu einem rauchenden Feuer geworden ist.

Die wahre erste Liebe verhält sich zur Sinnlichkeit, wie die Naphtha zum Wasser: sie geht nicht in Lust zum Küssen über, ehe sie ihre feinern geistigen Bestandtheile verlohren hat. Der bloße Anblick ist in der ersten Liebe ein wesentlicherer Genuß, gewährt mehr unaussprechliche Wollust, als ein ganzer neuer Haram dem Morgenländer. Wenn er die Geliebte reden hört, muß er in saphoischen Gefühlen zerfliessen. Wenn er nur ihr Kleid anrührt, muß er einen elektrischen Schlag empfinden, wie der junge Knappe in Götz von Berlichingen. Ja der Ort, wo sie Athem schöpft, muß ihm ein Paradies scheinen, sollte es eine Heyde seyn: und wenn er den Giebel erblickt, worunter sie wohnt, muß ihm so wonniglich zu Muthe werden, als dem Seemann, der nach großer Noth zum erstenmale Land sieht.

Kömmt es erst so weit, daß der Anbeter fühlt, seine Göttinn sey von einem andern Geschlecht als er; laufen seine Seufzer in die Physiologie; sehnt er sich schon nach Küssen; so ist die beste Liebe vorbey, so ist nicht mehr die Seele, sondern Fleisch und Blut verliebt. Und dann nimmt die Freude bald ein Ende. Denn die Seele findet ihre

Kost

Kost in sich selbst und genießt nicht mehr als sie digeriren kann; aber die Sinne sind Schmarotzer, bitten sich zu Gaste wo sie zukommen können, gehen auch, wie Gleim von den Priestern sagt, mit leerem Magen zum Hochzeitschmaus, überladen ihn aber nicht selten, und verleiden sich die Gerichte.

Wenn ich ein Paar Neuvermählte vor fremden Augen schnäbeln sehe, denke ich immer an die Spieler, die schon mit alten Lieblingsmünzen, den vieljährigen Stammhaltern ihrer Goldbörse, herausrücken. Aber ich ärgere mich auch darüber. Denn was muß der und die Unverlobte und Unverliebte fühlen, die da so stehen und den fleischlichzärtlichen Sperling in die beiden reifen Kirschen minniglich picken sehen? Zu allem Glück geht es mit dem Küssen nicht wie mit dem Gähnen.

Jedoch ich komme zu den Küssen, die mir noch vielmehr verhaßt sind: zu den Männerküssen, das heißt: zu denen die eine Mannsperson der andern gibt, entweder aus Freundschaft zumal à la Gethsemane, oder aus Höflichkeit, oder bey andern Gelegenheiten, zumal beym Zechen. Nichts kann so geschwind die wärmsten Menschenfreunde, die besten Weltbürger, die tolerantesten Weisen bilden, als Wein und Punch. So wie die Dünste hinauf in die Zirbeldrüse steigen, wird die Seele ein wahres Herzensbrüderchen. So wie der Magen einem Glase nach dem andern Platz

geben muß, erweitert sich auch das Herz, und nimmt ganze Nationen und Religionen ein. Juden, Muhamedaner, Heiden und Christen (die Orthodoxen ausgenommen) werden in einem Herzen zusammengepackt und mit Tobacksrauch und Getränk gestovt, wie eine wahre Ollapotrida. Und dann glaubt man wieder einen Riesenschritt zur Glückseligkeit des Menschengeschlechts, zur Vereinigung aller Religionen gethan zu haben, und träumt, daß der Kuß des Friedens von der Punchbolle über alle fünf Theile der Welt verbreitet wird.

In dieser praktisch philosophischen Gemüthsverfassung, worin jedoch der Magen nicht ganz so tolerant ist als der Kopf, pflegen jene Menschenfreunde alles zu schmatzen was ihnen nahe kömmt: und dann küssen sie so nachdrücklich, daß man aussieht, als wenn man Buttermilch aus dem Napf getrunken hätte.

Leider! bleibt es nicht bey dieser Buttermilch von Toleranz und Philantropey und Empfindsamkeit. Manchmal duftet der Schmachtende so lieblich, wie die Stube des heiligen Carl Borromeus im Hotel-Dieu zu Paris.

Und nur gar zu oft ist man nicht einmal sicher, daß ein solcher Jedermanns-Freund der immer das Herz im Munde liegen hat, wie der Garkoch eine Pastete, zum Schild aussetzt, uns nicht gar einen Gift beybringt. Was kann er nicht schon auf-

aufgeschmatzt haben, ehe er zu uns kömmt? Der Gedanke, daß dies möglich ist, muß uns vor diesem widerlichen Küssen noch mehr ekeln machen. Wenigstens sollten wir, wenn wir der gefährlichen Umarmung nicht entgehen können, nur den einen Backen hingeben, und uns vorstellen, als ließen wir uns einseifen.

Auch dieser Aufsatz wird nicht wenigen anstößig seyn. Aber an jedem Orte, wo dies Umarmen und Küssen zwischen Mannspersonen gebräuchlich ist, oder (passender von diesem Uebel zu reden,) im Schwange geht, wird man mich entschuldigen, und die Abschaffung eines so lästigen, so ekelhaften, so unsichern, so unnatürlichen Freundschafts-Siegels wünschen und bewirken.

Ueberhaupt wird ein jeder, der da fühlt was ein Kuß, ein rechter Kuß ist, und wie sehr dies Heiligthum der Liebe entweihet wird, wenn man es ungeliebten Lippen reicht, dazu beytragen, daß dies hie und da so weit eingerissene Männerküssen aus der Mode komme.

Ein anderer kleiner Versuch in französischen Versen, auf Veranlassung der zu Kopenhagen aufgeführten Oper Orpheus und Eurydice, die der Hr. Kapellmeister Naumann in Musik gesetzt hat.

Amis, ne rions plus de l'amoureux Orphée
Qui brava des enfers les périls effrayans,
Pour obtenir, par ses accords touchans,
Le retour de sa bien-aimée.
Ne disons plus: il étoit fou,
De courir en chantant après une Eurydice;
Cette constance-là n'étoit qu'un pur caprice;
On y reconnoit la *Virtù*.
Non, respectons plutot un amour si fidèle.
Tout veritable amant doit trouver dans sa belle
Un charme irresistible, un merite vainqueur.
Eurydice, peut-être, étoit douée,
Comme notre MÖLLER, d'un gosier enchanteur;
Et ce don peut fixer plus d'un Orphée.
Peut-être aussi ce siécle-là,
En grands hommes fécond, possédoit-il déja
Quel-

Quelque NAUMANN, dont le divin genie
En faveur d'Eurydice usoit de sa magie,
Pour relever la beauté de son chant,
Pour faire triompher un organe charmant.
 Orphée aimoit, sans doute une voix argen-
tine:
Et cette voix chantoit des airs melodieux,
Ces airs que Vous savez, faits pour ravir les
dieux;
Nous n'y voyons donc rien de fabuleux,
Qu'il alloit la chercher jusques chez Proser-
pine.
 Puis si, comme ROSSING, il rangea ses
accens,
Ses beaux recitatifs, ses plaintes douloureuses
Sur les notes harmonieuses
D'un autre NAUMANN de son tems,
Amis, je ne suis surpris guere
Qu'il ait gagné Pluton, qu'il ait domté Cer-
bere,
Que tout l'enfer ait cessé ses tourmens.
Pour gouter à longs traits ces sons attendris-
sans.
 Musicien inimitable,
Voilà l'effet de tes accords flatteurs.
Quand Tu les prêtes à la fable,
La fiction n'est plus; tout devient veritable;
Tu sçais convaincre tous les coeurs.

Sobald du satt bist, auf vom Tisch.

Combien à ce portrait pourroient se reconnoitre!
Combien vous envoyez sans tous ceux que je vois!

Eine von den ächt güldnen Regeln, die uns die Schule zu Salerno hinterlassen hat, ist diese:

Nec sit tibi vanum
Surgere post epulas.

Das heißt: „Halt es auch nicht für einen unnützen Rath, nach eingenommenem Mahl aufzustehen.“ Aber der kalte Ausdruck Nec sit tibi vanum, hat seinen Grund in dem Klingklang der Mönchspoesie. Um einen Haufen anum *) zusammen zu bringen, mußte auch das gar zu milde vanum mit. Dies ist nun freylich noch heut zu Tage der leidige Fall. Reim und Sylbenmaaß kosten manchem Verslein unsrer Zeiten Sinn und Verstand. Die guten Männer hätten sagen sollen:

Princeps tibi lex sit
Surgere post epulas.

Und

*) Si vis incolumem, si vis te reddere sanum,
Parce mero; coenato parum; nec sit tibi vanum
Surgere post epulas; somnum fuge meridianum.
Ne mictum retine, ne comprime fortiter anum;
Curas tolle graves; irasci crede profanum.

Und ich glaube es besser getroffen zu haben, wenn ich in dem gebietenden Ton, zu welchem mir mein Beruf ein Recht giebt, gerade von der Leber weg sage:

Sobald du satt bist, auf vom Tisch!

Freylich könnte es bey Manchem heissen: Sobald du müde. Denn nur gar zu oft ist das Essen eine wahre Arbeit. Man sieht Leute, die an einer wohlbeladenen Tafel ihre Kinnbacken so nachdrücklich in Bewegung setzen, daß die armen Schläfmuskeln zuletzt ganz entkräftet werden: und wenn die liebe Gewohnheit nicht wäre, die einen schwachen Körper abhärten und stärken kann, so liesse es sich kaum begreifen, wie die Herren Fruges consumere nati das ewige Käuen aushalten.

Unter den vielen diätetischen Sünden, die bey den langen Mahlzeiten begangen werden, ist das ewige Sitzen eine von denen, die sich am schwersten straft.

Eine Mahlzeit soll ja nur zur Erquickung dienen. Aber diese vel quasi Erquickung verbinden wir mit dem langweiligsten Zwange, der peinlichsten Ungelegenheit und der gewissesten Gefahr. Es kömmt mir so vor, als wenn ein Hauptmann seiner Kompagnie ein Mahl gäbe, wenn sie in voller Montirung unter Gewehr stünden, und als wenn sie mit schiefgedrehten Kopf nach den hyper-

boli-

bolischen Bewegungen des Flügelmannes tempo-mäßig essen und trinken müßten.

Ein gewöhnliches Gastmahl, ja eine jede Zehr-Sitzung oder wie ich es schier nennen möchte Lit de gourmandise, währt gerne stundenlang. Der Gast, der Thätigkeit hat, muß sich unendlich ennuyiren: und wenn er an den unschätzbaren Werth der Zeit denkt, so muß er sich betrüben. Freylich pflegen diejenigen, die nun einmal an diesen feierlichen Zeitverlust gewöhnt sind, sich mit großer Ergebung und Gelassenheit darin zufinden, wie ein guter Christ in seinem Hauskreuz. Aber wenn diese frommen Zeitverschwender nur ein Viertelstündchen länger in der Kirche sitzen müssen, so beklagen sie das irreparabile tempus. Ein Maurenbrecher *) würde sie mit aller seiner kunstlosen Wohlredenheit für den nun so sehr gefühlten Verlust der Zeit nicht schadlos halten können. Hingegen in einer Schlemmgesellschaft können sie ganze zwey biß drey Stunden mit ungeschwächter Aufmerksamkeit jeden tausendmal lokalisirten Einfall anhören, jede Pilula perpetua **) verschlucken, jedes hoch-

an-

*) Prediger an der deutschen reformirten Gemeinde zu Kopenhagen, einer der vortreflichsten Kanzelredner.

**) Manches Bon mot gleicht den Pillen, die man vormals aus Spießglaskönig machte, worauf man nur Wein

ansehnlichen Nachbaren jämmerliche Magengeschichte zu sich nehmen, jedem Anekdotenkrämer abkaufen, jedem Kannegiesser Beyfall zunicken.

Doch nicht genug, daß man sich ganze Stunden lang mit der Erquickung seines Körpers beschäftigt, als wenn der von seiner Vis inertiae so wäre beschädigt worden, als ein Haus in der Nachbarschaft eines aufgeflogenen Pulverthurms. Das möchte zur Noth noch angehen, wenn man es machte wie bey einer Jägermahlzeit, wenn man nicht ganze Stunden krumm säße.

Auch das Sitzen ist eine Erquickung, für den der sich müde gegangen oder gestanden hat. Aber stundenlang zu sitzen, das ist eine Ermüdung, das ist der Gesundheit höchstnachtheilig.

Man weiß, welche Schwächlinge und Siechlinge diejenigen sind, die eine stillesitzende Lebensart führen: wie jämmerlich die meisten mit der güldnen Ader und Hypochondrie und mit Leberkrankheiten u. s. w. sich plagen müssen, und welche Goldgrube die Aerzte deswegen in dieser Vita sedentaria haben.

Und gerade diese Personen sind es, die auf die gedachte Art am meisten sündigen, die an dem langen Tafelhalten den grösten Geschmack finden. Sonderbar, daß Männer, die Nacht und Tag in einer

Wein goß und sie eine Nacht stehen ließ, da sie denn nachher dieselben Dienste thaten.

einer Positur à la grecque zugebracht haben, in einer Attitude à la grecque Vergnügen finden können. Dies ist ein größeres Paradox als noch ein Linguet gepredigt hat.

Die Nacht über liegt doch wohl ein Beamter, ein Weltmann, in seinem Bette à la grecque gebogen. Sein Frühstück nimmt er à la grecque. In der Zeit daß ihn der Friseur unter Händen hat, sitzt er à la grecque. In dem Winkel der Kutsche die ihn zum Departement fährt, liegt er à la grecque. Da wirft er sich an einem grünen Tisch auf einen gepolsterten Stuhl, und knickt den Körper wieder à la grecque. Die Kutsche holt ihn ab, wie vorhin, à la grecque. Er fährt zum Essen: und das geht à la grecque. Nach der Tafel steht er auf und richtet die Glieder, indem er den Kaffe schlürft und den Cacadou amusirt; aber lange währt das nicht; man zieht ihn nach einem Spieltisch und da sitzt er denn wieder Stundenlang à la grecque. Vom Spieltisch wieder an die Tafel, abermal à la grecque. In der Nacht holt ihn wieder die Kutsche: à la grecque kömmt er zu Hause: wirft sich in einen Lehnstuhl à la grecque, liest noch einige Schriften à la grecque, und geht endlich zu Bette, wo er sich nach einigem Recken und Strecken in ein à la grecque zusammen krümpt.

Kurz sein Körper ist beständig in einer Biegung à la grecque, macht beständig ein Paar Winkel. Er ist beständig in einer gezwungenen, unbeque-

men, peinlichen, gefährlichen Stellung: und doch unterwirft er sich diesem Zwange, auch in den Stunden der Erhohlung!

Die rechte Zeit der Freyheit und Erhohlung, die ein Mann von Geschäften, zumal von öffentlichen Geschäften, noch übrig hat, ist die Mittags- oder Abendmahlzeit. Wenn er auch dann nicht mehr Zwang und Belästigung abweisen kann, so ist er völlig ein Sklave.

Pain bis et liberté ist der Wahlspruch des freyen Mannes: den führt einer der größten Männer unserer Zeit in seinem Siegel, und den führe ich im Munde und im Herzen; ohne jedoch mich darum den Z —, anders als von dieser Seite, gleich zu stellen.

Der ächte Philosoph, der literarische Furius Camillus, kann auch wohl dann und wann an der Tafel eines Großen speisen, und da ein Paar Stunden à la grecque sitzen. So lange eine solche Einladung noch für einen Beweis der Hochachtung und Gewogenheit gilt (wiewohl der wahre Große dazu ganz andere Mittel hat;) und so lange man überzeugt seyn kann, daß es dem Manne und seinen Freunden wirklich um unterhaltende und lehrreiche Gesellschaft zu thun ist, daß er nicht eine gelehrte Ehrenschuld, z. B. eine Zuschrift, einen Beytrag zum hochgräflichen oder hochfreyherrlichen Naturalien-Kabinet, eine Feder-Miethe mit achtzehn Tellern bezahlen, oder wohl gar den Gelehrten, um ein langweiliges

Tafelseculum zu verkürzen *) den lustigen Rath oder den Hetzbären vorstellen lassen will; so lange man das nicht befürchten darf, sage ich, kann der ächte Philosoph sich eines solchen Schrittes nicht entschlagen. Aber dann erscheint er auch dem Manne zu Willen und nicht um seiner Schüsseln willen. Deren Reiz mag den feilen Schmarotzer locken.

Jedoch wir kommen wieder zur Sache. Höchlich wäre zu wünschen, daß man sich entweder nicht so lange mit dem Essen beschäftigte, oder doch nach

*) In einer gewissen großen Stadt war ein Gelehrter, der wegen der Gabe der Reisenden, biß zur Fabel bekannt ist, bey einem Gesandten zur Tafel. Er gerieth bald in seine poetische Prose, und erzählte von so vielen Prinzen, Herzogen und Grafen in Frankreich, mit welchen er so vertraulich umgegangen, als vor Zeiten der Erzbischof Turpin mit den zwölf Pairs, daß der Gesandte ihm wegen einer so glänzenden Bekanntschaft ein Kompliment machte. „Ach!“ sagte der Held, „in Frankreich ist das so, wie Sie wissen. Da bringt der Große den Glanz seiner Geburt und Würden in eine Societät, der Reiche den seines Vermögens, der Gelehrte den seiner Kenntnisse, und das geht also gegen einander auf. Ich hatte für mein Theil nichts mitzubringen, als ein Bißchen Gelehrsamkeit; aber damit beliebten die Herren recht sehr vergnügt zu seyn.“ „Ja, ja;“ rief ein Spasvogel dazwischen; „die Franzosen sind darin wie die Kinder: eine Kleinigkeit kann sie recht sehr vergnügt machen.“

nach demselben eine zeitkürzende Leibesbewegung statt finden liesse. Irgend ein Spiel, wobey man ginge und sich rührte, nur keine Karten, nur nicht gleich wieder an einen Tisch und auf einen Stuhl.

Am wohlthätigsten würde sich dann ein Tanz erweisen. So halte ich es, in meinem kleinen Kreischen. Zwischen Mittagsmahlzeit und Schulstunden müssen meine Kinder ein Paar Menuetten und auch wohl eine Minuten-Angloise machen; und davon sehe ich den augenscheinlichsten Nutzen.

Und was bedürfen wir andern Beweises als der Brunnenkuren? Man mag nun von den Mineralquellen so viel schönes sagen, als man will; das freye bewegungs- und zerstreuungsvolle Leben an der Quelle, thut doch noch wohl das Meiste. Ich kenne Leute, die bey dem Brunnen gesund und munter geworden sind, ohne das Wasser getrunken zu haben.

Wie wäre es also, wenn nach jeder Mahlzeit ein Tänzchen gemacht würde, wenn die bunte Reihe sich in eitel Paare auflösete, und nach den Geigen einiger Dilettanti in Livree, herum trippelte?

Freylich würde das nur in der kühlen Witterung möglich seyn, und sich mit dem Anzuge der Damen nicht allemal vertragen. Nun, so könnte man wenigstens doch im Garten oder in einem geräumigen Saal spatziren, oder sich an einem Billard, oder mit dem Federball amusiren; nur

 nicht

nicht wieder gesessen, nicht wieder à la grecque!

Sollte ein Mann von Geschäften bald nach dem Essen von neuem an Papiere und Schreibereyen, so könnte er das ja noch wohl stehend thun. Hohe Tische wären dazu gut. Wer steht, pflegt sich mehr dabey zu bewegen, geht auch ein wenig. Stehend zieht man ein Geschäft nicht so sehr in die Länge, als wenn man im Lehnstuhl darüber brütet.

Daher sollte auch in allen vornehmen Privattheatern ein stehendes Parterre vorgezogen werden: sonst ist der Vortheil, in Rücksicht auf die Gesundheit, gänzlich auf der Seite der Spielenden, so wie es, diätetisch betrachtet, tausendmal besser ist, Advokat als Richter zu seyn.

„Aber so lange die Damen stehen zu lassen! Das könnten sie nicht aushalten.“ Darum fällt es ihnen zu schwer, weil sie nicht genug dazu gewöhnt sind. Wer viel sitzt, muß wohl sitzen. Ein solcher Körper ist nun einmal geknickt, er fällt gleich in die gewohnten Falten.

Wenigstens wäre zu wünschen, daß die langen, feierlichen Abendmahlzeiten abgeschaft, und anstatt der vielen warmen Schüsseln, einige einfache, natürliche, wohlschmeckende kalte Gerichte hingesetzt würden, wo denn ein jeder könnte help himself, selbst nehmen was und wie viel ihm beliebte.

liebte. Da würde man finden, welch eine herrliche Würze die edle Freyheit ist.

Da könnten denn die lieben Alten auf und abgehen, und kannegiessern und Anecdoten eintauschen; die frohe Jugend aber entweder ein Concert aus dem Stegereif machen, oder was immer das beste wäre, tanzen, mit den rauschendsten, wirbelndsten anfangen und mit den gemäßigtsten aufhören.

Doch davon ein andermal, soviel als ein Uneingeweiheter von solchen Gebräuchen sagen kann.

Izt aber fällt mir erst ein, daß ich noch gar nicht gezeigt habe, warum es denn der Gesundheit so schädlich ist, bey dem Essen lange zu sitzen und nach dem Essen sitzen zu bleiben.

Ausser dem was ich schon in einem vorhergehenden Bändchen gesagt habe, dienen noch folgende Gründe. Unter dem Sitzen können die Muskeln des Unterleibes nicht frey und nachdrücklich genug auf die Eingeweide dieser Höle wirken, denn die gebogene Stellung hindert dies. Wenn aber jene Muskeln ausser Stand gesetzt werden, die Gedärme und Konsorten gegen einander zu pressen, so können diese sich nicht ihrer enthaltenen Materien, und ihre Gefäße nicht des in ihnen umlaufenden Blutes entledigen. Also leidet die Verdauung, die Ausarbeitung der dazu dienenden Säfte, die Ordnung der Natur in einem gewissen Geschäfte, der freye, ungestörte, lebhafte Lauf

des Bluts. Daher Verstopfungen, Ansamlungen, Goldaderbeschwerden, Hypochondrie u. s. w. und das ist denn der Eintritt in das elendeste Leben auf dem Erdboden, in ewiges Mediciniren und, wie es izt wird Mode werden, Klystierisiren.

Auch die äussern Gliedmaaßen, zumal deren Gelenke, haben grossen Schaden von dieser gezwungenen Ruhe, denn sie werden steif. Die Muskeln leiden von dem, so zu sagen partheyischen Gebrauch, weil bald die biegenden, bald die ausstreckenden Stunden lang in Thätigkeit, in lästiger, zwangvoller Thätigkeit gehalten werden. Die Adern werden ebenfalls hier und da zu lange gedrückt, von dem gestemmten Blute ausgedehnt, und bekommen dadurch Anlagen zu Blutaderknoten und Schlagadergeschwülsten.

Leser, wenn du dies alles erwägst im gepolsterten Fauteuil, wirst du denn noch sitzen bleiben?

Bitte und Vermahnung zum Besten der bettlägerigen Fieberkranken.

Viele grausame und mörderische Vorurtheile finden bey denen, die der Kranken warten, noch immer statt: und es ist wohl nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß wenigstens der zehnte Theil der Patienten, die wir verlieren, der übel-

verstandenen Liebe und Sorgfalt einer weiblichen Pflegerinn aufgeopfert werden.

Ganze Bogen könnte ich mit gegründeten, wiewohl nicht neuen Klagen über das Unglück anfüllen, das der Weiber-Einfluß auf das klinische Arztneywesen hat. Nicht genug, daß dies vorwitzige Geschlecht in der medicinischen Praxis ewig kannegiessert; daß die Ehre und Wohlfarth eines Arztes öfters mehr von Muhmen und Gevatterinnen, als von dem Urtheil des unpartheyischen Publikums abhängt; daß das Perpetuum mobile eines zahnlosen Mundes seinen Werth wiegt und sein Schicksal entscheidet; daß oft ein Weib, ein unvernünftiges Weib ihm alles nimmt, was ihm die Fakultät gegeben hat, wenn er ihm nicht behagt: nicht genug alles das. Sie nehmen sich auch die Freyheit, unsere Kranken eigenmächtig zu martern und todt zu schlagen, und das wohl gar unter dem Schein der zärtlichsten und unverdrossensten Wartung.

Allen den Schaden, den diese natürlichen Feinde der wahren Arztneywissenschafe stiften, herzurechnen, wäre beynahe eben so schwer als ihn zu hemmen. Nur eins will ich diesmal rügen: eine unbarmherzige, harte und tödtliche Behandlung, die gerade einer vorgeblichen Liebe zum Ruhm gereichen soll, worin sich aber diese Engel des Lichts wie wahre Plagegeister zeigen.

Und dies ist die leidige Sorge, die sie tragen, daß der Kranke, der an irgend einem Fieber liegt, nicht aus dem Bette kommen darf, damit ja der kostbare Schweiß nicht gehindert oder zurückgetrieben werde.

Darum muß der arme Patient in seinem widerlichen Neste (sit venia verbo) in seinem Kerker, seinem Backofen liegen bleiben. Sein Bett mag so heiß, schwer, ungleich, dunstvoll, schmutzig seyn als es will: er darf nicht heraus. Ganze Tage, ganze Wochen muß er sich an seinem eignen Feuer braten, in seinem eignen Dampf schmoren lassen. Vergebens seufzt er nach dem Augenblick der Freyheit und Erquickung, da er aufkommen darf. Alles was man ihm aus ganz besonderer Nachsicht erlaubt, ist dies, daß man das Bette unter ihm ein wenig zurecht macht, oder ihm ein reines Tuch unterschiebt, oder etwa gar ein Fenster öfnet; doch das letzte nur auf ein Paar Minuten, und bey dicht zugezognen Umhängen des Bettes, damit der Kranke ja gegen alle Labung und Erfrischung in Sicherheit gesetzt werde.

Und diese wachsame Sorgfalt kostet viel tausend Kranken, nach unsäglicher Quaal, erst den Verstand und dann das Leben. Die unbedeutendste Krankheit wird dadurch ernsthaft, wichtig, gefährlich, tödtlich. Liegt dann das Opfer des Vorurtheils und des Unverstandes auf dem Tische ausgestreckt, so darf noch wohl die Mörderinn

rinn mit der scheinheiligsten Ruhe sagen: „Es war Gottes Wille nicht, daß wir ihn behalten sollten. An Pflege hat es ihm nicht gemangelt!“ Ein schöner Trost! Gerade als wenn der Strassenräuber dem Geplünderten die Worte Hiobs zuriefe: „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen!“

Man bedenke nur, wie wenig dazu gehört, um das Rasende in diesem Zwange einzusehen.

Der Kranke, der an einem hitzigen Fieber liegt, hat gerne unausstehliche Hitze, Durst, Kopfweh, Schlaflosigkeit, auch wohl Schmerzen hie und da, mit geschwindem, vollem, starkem Pulse, trockner Zunge u. s. w. Das Blut ist in gar zu heftiger Bewegung, das Herz und die Schlagadern arbeiten zu stark. Sein ganzer Körper glühet wie ein Ofen; seine Augen können kaum das Tageslicht ertragen; sein Kopf will bersten, seine Fingerspitzen sogar fühlen das Klopfen des Herzens.

Was thut der Arzt? Er zapft dem Kranken Blut über Blut ab; er gibt ihm kühlende Mixturen; er läßt ihm Klystiere beybringen; alles um zu kühlen, um die Gewalt der bewegenden Kräfte zu mäßigen, die moles movendorum zu verringern, den attritum zu vermindern, den impetum a tergo zu brechen, und wie die theoretischen Gründe weiter heissen mögen. Alles dies geschicht auf der einen Seite, da mittlerweile an der an-

dern geduldet wird, daß alle vermeidlichen Ursachen dieses Brandes fortdauern, ja daß Oel ins Feuer geworfen wird.

Kleider, Nachtmütze, Bett, Vorhänge, Ofenwärme, heisses Getränk, Besuche, unterhalten oder verursachen die Hitze, wogegen der Doktor seinen Operationsplan entwirft: das sieht er; aber sucht er wohl nachdrücklich, von der Wegräumung dieser zufälligen Ursachen Nutzen zu ziehen? Selten, noch immer gar zu selten. Die Furcht bey Basen und Muhmen, Grosmüttern und Gevatterinnen, in Ungnade zu fallen, nöthigt ihn zum Schweigen und er sucht mit Hülfe des Barbiers und der Apotheke das auszurichten, was er ohne alle Kosten und in wenigen Minuten weit besser bewirken könnte.

Mit seinem Blute, mit seinem in Fiebern so unersetzlichen Blute, muß mancher Mensch dafür büßen, daß sein Arzt ein furchtsamer Heuchler ist, der sich nicht unterwinden darf einem Weibe zu widersprechen, und auf die Kühlung zu dringen, die Blut- Geld- und Zeit-sparende Kühlung, die in der Wegräumung der mit Fleiß erregten Hitze liegt.

Das darf er nicht, wenn er in dem praktischen Kreise, worin ihn die Weiber drehen, bleiben will. Er darf nicht einmal die Achseln zucken, wenn ein Paar solche Sarcophagen vor dem Bette sitzen, und auf die Bewegungen des armen

Kranken lauern, um die verschobene Decke gleich wieder über ihn zu werfen, ihm das heisse Getränk einzutrichtern, ihn mit ihrem Athem zu vergiften und mit ihrem Chiaro scuro zu erschrecken.

Wie manche Aderlässe könnte unterbleiben, wie manche Quaal und Gefahr verhütet werden, wenn man doch nur der gesunden Vernunft wollte Gehör geben, und dem Kranken in seinem inniglichen Sehnen fügen! Gäbe man ihm die Erlaubniß, aus dem Bette zu kommen, in einem Lehnstuhl zu sitzen, der frischen Luft zu genießen, einen kühlen Trunk zu thun, sich Antlitz, Hände und Füße mit lauem Essig und Wasser abwaschen, und sein Haar ohne reizendes Zerren in Ordnung bringen zu lassen, reine wohl abgedampfte Wäsche anzuziehen, — so würde der Arzt weniger des Schneppers und des Salpeters oder der Weinsteinsäure bedürfen, und die Natur würde denn nicht mit Kunst und Krankheit auf einmal zu kämpfen haben.

Wenn der Strom des Bluts zu stark nach dem Kopfe geht; wenn der Kranke anfängt zu faseln; wenn er in jedem Winkel Teufel und Gespenster sieht; so ist es ja natürlich daß man erst zusehen muß, ob dies nicht die Wirkungen künstlicher Erhitzung, des heissen Bettes, der weichen Kissen, des warmen Ofens u. s. w. sind, und deswegen diese Ursachen wegräumen muß.

Man nehme den Kranken in diesen Umständen aus dem Bette; man leite ihn im Zimmer umher, man helle das Dunkle ein wenig auf und lasse ihn die Gegenstände recht beschauen, die er für Schreckgesichter hielt. Man lasse seine Wallungen sich ein wenig setzen, seinen Körper eine Weile aufgerichtet bleiben, sein Auge sich an dem Anblick des freyen Himmels, der grünen Bäume, der frölichen Jugend sich weiden; man zeige ihm seine Beschäftigungen, wie sie seiner in guter Ordnung harren, man lasse ihn fühlen, daß er noch in der Welt sey; man setze ihn dann in einen gemächlichen Stuhl, bereite ihm ein sanftes Fußbad, und thue alles was möglich ist, den freyen Rückfluß des Blutes vom Kopf zu bewirken, dem Körper alle zufällige Erhitzung zu entziehen: Und man wird sehen, daß der Mann der da stritte wie ein Löwe um aus seinem Kerker zu brechen, daß der sich wie ein Lamm wieder zu Bette führen läßt; daß das Kopfweh, die rothen wüsten Augen, der wilde Blick, die brennende Stirn, die Gluth in den Händen, der volle starke Puls, das keichende Athemholen, daß hundert Zufälle die Blut forderten, erleichtert oder gar verschwunden sind, daß der Mann der seinen Arzt für den Büttel, seine Muhme für die Hexe von Endor und seinen Seelsorger für ich weiß nicht was hielt, seine Täuschung erkennt und darob lächelt. Ja man wird sehen, daß die Ruhe, die man mit Aderlässen und Mixturen, und Senfumschlägen und der ganzen

Klini-

klinischen Geräthschaft vergebens hatte erzwingen wollen, sich nun von selbst einstellt, wenn der Kranke wieder auf sein Lager gebracht worden. Zumal wenn, wie sich von selbst versteht, dies Lager mittlerweile ist frisch bereitet und gelüftet worden.

Wie inniglich pflegt nicht ein solcher Patient dem zu danken und zu segnen, der ihm diese Erquickung und Labung hat angedeihen lassen, der die Zeit seines Leidens um so viel Stunden abgekürzt, der ihm sein Bett, das seine Marterbank geworden war, wieder zur Ruhestäte gemacht hat?

Noch ein unschätzbarer Vortheil bey dieser menschlichen Art zu verfahren, ist dieser: daß der Kranke wider die höchstverdrüßliche und beschwerliche, und nur gar zu gewöhnliche Folge der Bettlägerigkeit, wider das sogenannte Durchliegen gesichert wird. Ich kann auf Ehre versichern, daß bey meinen Kranken unter 100 kaum einer diesem Schimpf der Klinik unterworfen ist: denn ich verstatte kein mehrtägiges Liegen. Eben so selten ist bey den hitzigen Fiebern, die ich behandle, das Rasen.

Dazu werden nun freylich einige alte Practici, Philosophi per ignem, die ihre Kranken noch immer im Feuer prüfen, den Kopf schütteln. Aber

Aber der ächt philosophische und erfahrne Arzt wird mir beypflichten.

Was hat der Arzt bey einem hitzigen Fieber wohl anders zu thun, als die gar zu heftige Bewegung des Bluts zu besänftigen, und die biß zur Empörung angestrengten Lebenskräfte zu mäßigen? Schwächen muß er nicht, sondern nur mäßigen, nur verhüten, daß die Natur nicht über das Ziel schiesse; aber daß sie es erreichen könne, dazu muß sie immer Kräfte genug behalten.

Zu dieser Mäßigung nun trägt gleich die Entfernung eines jeden zufälligen Reizes und vorzüglich die Kühlung der Luft, das Aufkommen des Kranken aus seinem Dunst- und Angstbade, unendlich viel bey.

Selten kömmt es in dem hitzigsten Fieber zum Rasen und andern gefährlichen Extremen, wenn man, neben einer oder einigen Aderlässen und Abführungen, zu diesem eben so kräftigen als unschuldigem Erquickungsmittel seine Zuflucht nimmt: und sollten jene traurigen Umstände schon statt gefunden haben; so ist eben dieses Aufkommen das erste wozu man greifen muß.

Was sieht man aber bey den unglücklichen Kranken, die in einem solchen Fieber beständig in dem verhaßten Bette gehalten werden?

Hitze von aussen und Hitze von innen müssen einen Brand geben, den kein Blutzapfen, kein Salpeter, kein Getränk löschen kann. Nach dem

grau-

grausamsten Kopfweh tritt das wildeste Rasen ein. Zum Bette will der bedauernswürdige Kranke heraus. Er fühlt sich in der schwarzen Höle in Calicutta: noch im Rasen arbeitet er zu seiner Rettung. Aber allemal, wenn er einen Versuch macht, werfen sich zwey, drey starke Kerle oder Kerldirnen auf ihn, drücken ihn mit Gewicht und Kraft nieder, und ersticken in ihrem Athem und nun recht exaltirten Ausdünstungen die letzte Welle frischer Luft, die sich zu dem Elenden hinstehlen wollte. Je mehr er seine Kräfte anstrengt sich den Händen dieser Diener des Todes zu entreissen, je fester halten sie ihn. Diese Kraft gegen Kraft setzt ihn in einen abmattenden Angstschweiß, in einen Gemüthszustand, der nicht mit Worten zu beschreiben ist: und dadurch wird nun noch mehr Blut nach dem Kopf getrieben, und was noch nichts weiter als Verwirrung des Verstandes war, wird nun völlige Rache athmende Wuth.

Das alles bewegt die unerschütterliche Seele der Pflegerinn nicht: sie läßt noch mehr Schergen, noch mehr Teufel rufen, um den Verdammten in seiner Hölle fest zu halten: sie läßt ihn wohl gar binden.

Die andere Vettel, der Doktor, billigt und, wie es einem praktischen Speichellecker geziemt, lobt diese Wachsamkeit, diese Bedachtsamkeit, diese Thätigkeit im Helfen, thut aber noch das Seinige dazu, damit jene nicht allein die Blutschuld

trage,

trage, und läßt dem Gebundenen, Gefesselten, Gemarterten, dem in Quaalen verzweifelnden, noch ein Paar derbe Blasenpflaster an die Waden legen.

Da liegt nun der arme Kranke, wie der Kriegsgefangene unter den Wilden in Amerika. Seine Seele ist in dem schrecklichsten Kampf: sein Körper schwimmt in Schweiß und Unflath; er windet sich für Schmerz; er schäumt für Wuth; seine Brust keicht, sein Athem glüht, seine Augen blitzen, seine Lippen öfnen sich den abscheulichsten Flüchen. Und nur gar zu oft bleibt die Seele in diesem schaudervollen Zustande, biß daß sie ihre mit Gewalt zerstörte Hütte verläßt. Unbereitet und ungetröstet, zwischen Verzweiflung und Gotteslästerung getheilt sinkt sie in den Taumel, der keine Rückkehr zur Vernunft und zum Leben mehr verstattet.

Aber wenn er todt ist, nimmt man ihn aus dem Bette. Lebendig durfte er nicht heraus; zu seiner Erquickung und Rettung durfte er nicht heraus; aber todt, dann ists Zeit.

O ihr, die ihr Thränen vergießt über die Unglücklichen, die der Mönch zum Scheiterhaufen führt; wendet euer Auge auf eure Brüder im Vaterlande, und sehet, ob nicht schlechte Aerzte und Weiber eben so viele Opfer abschlachten, als jene heiligen Mordbrenner.

Etwas

Etwas merkwürdiges bey zwo verschiedenen Krankheiten.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Arzt schon die nemliche Betrachtung angestellt hätte, die ich izt meinen Lesern vorlege: eine Betrachtung, wozu eine nur nicht ganz mechanische Ausübung unserer Kunst alle Tage Anlaß gibt, und die für uns, als Menschen und Christen, eben so lehrreich ist, als irgend eine andere Wahrheit, die man aus eben dieser Quelle schöpft, und in dem Becher der Philosophey dem Menschen-Geschlecht darbeut.

Wenn wir ächte schwindsüchtige Kranken haben, deren Zustand durch keine Kunst gebessert werden kann, bey welchen nemlich eine wahre langsame Vereiterung der Lungen der Grund und das Wesen des Uebels ist, so bemerken wir bey neun von zehen dieser Unglücklichen eine unüberwindliche Hofnung noch zu genesen. Sie glauben entweder daß ihre Krankheit nichts anders als ein starker Husten, eine gewöhnliche, tausendmal glücklich gehobene Brustkrankheit ist, oder wenigstens, daß eine andere Witterung, andere Pflege, andere Arztneyen, ihrer Schwindsucht doch noch wohl eine gute Wendung geben könnten. Da sie gröstentheils nicht so sehr krank sind, daß sie immer zu Bette liegen müßten; so können sie sich nicht einbilden, daß ihr Zustand so sehr verzweifelt schlecht sey. Wenn nur ihr Husten könn-

te erleichtert werden: wenn sie nur erst wieder ein wenig Schlaf und Lust zum Essen bekämen, meinen sie, so würde sich das Uebrige noch wohl geben. Mit dieser gewissen Zuversicht, daß der Arzt ihnen noch wohl helfen könnte, wenn er sich nur die rechte Mühe geben, die Krankheit recht erforschen, alle Umstände erwägen, und mit den wahren Heilmitteln herausrücken wollte, sieht man einige sterben.

So viel ist gewiß, daß diese Kranken weit länger die Hofnung zum Leben behalten, als alle andere: und diese gewisse Hofnung zum Leben hat ihren sichtbaren Grund in einer beynahe unbezwinglichen Unlust zum Sterben.

Der unerfahrne und fühllose Arzt, der seinen Kranken nicht ins Herz schauen mag, weil sein eignes ein Schwamm ist; der Arzt, der seine göttliche Kunst wie ein Makler, ja wie ein Handwerker ausübt, und der wie es einem solchen promovirten Afterarzt geziemt, von seiner Rechthaberey nichts vergibt, disputirt zuweilen mit dem unglücklichen Patienten dieser Art, und zeigt mit vielen barbarischen Gründen, daß keine Hofnung mehr übrig ist, daß er sterben wird und sterben muß, wenn er auch der einzige in der Welt wäre. Das kann nun den Kranken ärgern; überzeugen aber thut es ihn nicht. Der geringste Umstand, die flüchtigste Erleichterung macht die

Hofnung, deren letzten Funken der Arzt hatte auslöschen wollen, wieder auflodern.

Credula vitam
Spes fovet et melius cras fore semper ait.

Mancher macht sich über diese Verblendung lustig, und will nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch sich mit solchen Träumen weiden und mit so ungereimten Erwartungen schmeicheln kann. Für Feigherzigkeit; für eine thörichte Lust zum Leben, zu einem elenden Leben; für Mangel an Ergebung in den Willen Gottes, hält er das, was im Gegentheil, wenigstens meiner Meinung nach, eine Gnade Gottes, eine unschätzbare Linderung ist.

Der Herr unsers Lebens nur kann diese unauslöschliche Hofnung, diese beruhigende und trostreiche Zuversicht geben. Seine unendliche Barmherzigkeit zeigt sich auch hier auf eine rührende und anbetenswürdige Art.

Sein unerforschlicher Wille ist, daß dieser Mensch an dieser Krankheit sterben soll. Die Schwindsucht tödtet nicht schnell; langsam schleicht sich der Tod heran, aber er kömmt gewiß. Den Tod langsam kommen, jeden Tag näher kommen sehen, ohne Schrecken, ohne eine Angst, die ärger als der Tod selbst ist, das wäre mehr als die menschliche Natur ertragen oder thun kann. Die schönen Worte

Mourir ce n'est rien

und wie es weiter heißt, lassen sich recht gut auf der Bühne singen; aber wer das Todesurtheil vom Richter oder Arzt hat hören müssen, wird nicht so gleichgültig seyn.

Rowe läßt eine Theaterheldinn ganz anders sprechen.

'T is not the Stoicks lesson got by rote,
The pomp of words and pedant dissertation,
That can support thee in that hour of terror.
Books have taught cowards to talk nobly of it,
But when the trial comes, they start and stand aghast.

Es gibt zwar hunderte, die in einem schmerzlichen Leiden den Tod wünschen; aber wahrhaftig nicht allemal aus Philosophie oder Ergebung, sondern nur gar zu oft aus Ungedult. Sie wünschen den Tod nicht als das Ende des Lebens, sondern als das Ende ihrer Quaal. Und doch heißt es auch dann noch bey Manchem:

J wish to die, yet dare not death endure;
Detest the med'cine, yet desire the cure.

Dies Leben mag so flüchtig und nichtig seyn als es will; es hat doch allemal einen großen Reiz für den, der es auf eine eben so angenehme als unschuldige Art genießen kann. Eine Welt zu verlassen, die man nur noch von der guten Sei-

te kennt; sie in einem blühenden Alter, bey dem holden Anblick des Glücks zu verlassen; von einer geliebten Gattinn, hofnungsvollen Kindern, geprüften Freunden zu scheiden, und alles das in einer zwar beschwerlichen, aber doch wie es scheint, nicht ganz unheilbaren Krankheit, das ist hart. Nur drey Mittel können Gelassenheit in diesen Umständen geben: der Kranke muß entweder den Trost der Religion biß zu einer Art von Begeisterung zu nutzen wissen, oder die Verzweiflung oder gar ein anderes Mittel, z. B. Mohnsaft, muß ihn fühllos machen.

Mit der Religion sieht es in den izigen zweifelvollen Zeiten ein wenig trostlos aus. Nur gar zu viele Aufgeklärte werden izund mehr als jemals rufen:

Oh! that J'd courage but to meet my fate,
That ſhort dark paſſage to a future ſtate,
That melancholy riddle of a breath,
That ſomething, or that nothing, after death!

Was thut aber der Allmächtige, womit rüstet er den elenden Kranken aus, den schweren Kampf zu kämpfen, und der Versuchung zur Ungedult und Verzweiflung zu widerstehen?

Er schenkt ihm Hofnung, die kräftigste aller Herzstärkungen.

This hope is earths most estimable prize;
This is man's portion while no more than man.
Hope of all passions most befriends us here.
Joy has her tears, and transport has her death;
Hope, like a cordial, innocent, tho' strong,
Man's heart at once inspirits and serenes,
Nor makes him pay his wisdom for his joys.

Young.

So wie die zunehmende Beklemmung und Entkräftung den Muth niederschlägt, kömmt die Hofnung, die freundschaftliche liebreiche Trösterinn, und richtet ihn wieder auf. Der finstre Blick des Arztes sagt: „Bald ists vorbey!“ Die Hofnung raunt dem Patienten ins Ohr: „Der Herr Doctor kann sich irren; das hat er schon öfterer gethan.“

Dergestalt schwebt der Schwindsüchtige beständig zwischen Furcht und Hofnung. Und diese Ungewißheit thut die erwünschteste Wirkung. Er fühlt sein Uebel genug, um die Gefahr, die ihm droht, nicht zu verkennen, um sich auf alle Fälle vorzubereiten, um an Gott zu denken. Er macht sich allmälich mit dem Uebergange in die Ewigkeit bekannt; er rüstet sich auch dazu; aber immer unter den bonis officiis der Hofnung. Diese zeigt ihm immer die Genesung an der Seite des Bruders Heyn: und zuletzt, wenn das tröstliche Bild verschwindet; wenn das so lange getäuschte Auge nichts als den Tod sieht, hört die Hof-

Hofnung noch nicht auf zu trösten. Sie zeigt die Auflösung immer in größerer Entfernung, als sie wirklich ist.

Die Todesangst, den schweren Kampf, der sonst den Schwindsüchtigen von dem Augenblick an da er seinen gefährlichen Zustand einsähe, darnieder drücken würde, fühlt dieser Unglückliche nun erst wenige Tage, ja wenige Stunden oder Minuten vor seinem Ende. Oefters gibt er sogar den Geist auf, ohne recht gefühlt zu haben, daß der Todesengel da war.

Allerdings sieht man viele aufgeklärte Personen, zumal ächte Christen, die das gewisse Ende ihrer Krankheit, und das Unvermögen der Arztneywissenschaft, nicht verkennen, und sich daher gleich dem Vater der Natur mit wahrer Ergebung in die Arme werfen. Aber daß diese erleuchteten Kranken, diese Muster christlicher Gelassenheit, dem kleinen Schmeichler ganz und gar nicht sollten Gehör geben wollen; daß sie nicht mit Behagen sollten von diesem und jenem für unheilbar erklärten, und doch noch geretteten Schwindsüchtigen erzählen hören, und mit einem matten Lächeln und kurzem Seufzer eine gewisse Theilnehmung, eine Anwendung auf ihren eignen, auch schon verzweifelt schlechten Zustand machen, und eine merklichere Erleichterung spüren, als ihnen sonst die Kunst verschaffen kann; das wäre wohl etwas seltenes.

O! laßt uns daher nicht mehr mit thörichter Selbstgefälligkeit bey diesen Beweisen einer untilgbaren Hofnung zum Leben den Kopf schütteln und uns zu unserm schärfern Blick und ruhigerem Forschen Glück wünschen! Wehe dem, der einen so unglücklichen, ich möchte fast sagen: unschuldig zum Tode verdammten, des einzigen Trostes, des besten Freundes, den er nächst der Religion noch hat, berauben wollte! Wehe dem, der hier nicht eine Täuschung höchstwohlthätig und selig fände, und einem wilden Eifer für die Wahrheit die Ruhe, die mit keinem Golde, mit keinem Opfer zu erkaufende Ruhe eines langsam sterbenden aufopfern wollte.

Es gibt Aerzte, die durch Gottes Zulassung, und zum Behuf seiner Gerechtigkeit, nicht Scharfrichter, sondern Practici geworden sind, und die in einer schauderlichen Härte, in einer besondern Gabe, Kranken den Tod anzukündigen, die Würde und das Heldenmäßige ihrer Kunst suchen. Die fühlen nun das schreckliche Pol me occidistis der Schwindsüchtigen, denen sie die Augen geöfnet haben, eben so wenig als die Glocke, die dem armen Sünder zum letzten Male schlägt. Aber den wahren, zu ihrem Beruf bestimmten Aerzten ist es peinlich, diesen Ausspruch zu thun: „Alle Hofnung ist verschwunden.“ Von dem Augenblick an, da sie den Kranken zu retten verzweifeln, nehmen sie noch mehr Theil an ihm, fühlen mit der innigliechsten Wehmuh für ihn, und

ersetzen

ersetzen nun den traurigen Mangel an Hülfe durch vervielfältigten Trost.

Aber kein Trost ist für den Schwindsüchtigen überredender, als die gedachte Täuschung. Diese verläßt ihn nicht biß ans Ende. Diese stärkt ihn in seinem Leiden, und hilft ihm tausend Beschwerden ertragen; denn sie hat immer eine Gehülfinn; wo Hofnung ist da ist Gedult.

Unbillig, grausam wäre es also diese Hofnung zum Leben, die der Schwindsucht beynahe charakteristisch eigen ist, für eine kindische Furcht vor dem Tode, wie eine thörichte Anklebung an der Welt Eitelkeiten anzusehen. Denn das ist wohl zu merken, daß man bey diesen Patienten selten eine solche wahre ängstliche Furcht vor dem Sterben beobachtet, wie man bey den Enfans gatés du beau monde nur gar zu oft wahrnimmt.

In einer so beständigen Hofnung, die den Kranken unter den wiederhohlten Schlägen des Uebels allemal aufrichtet; in diesem treuen Freunde, der ihm so manche Linderung verschaft, der ihm die Schrecken des Todes entzieht, erkennen wir die Gnadenhand des Vaters der Barmherzigkeit, und beten sie an — wenn wir noch anbeten dürfen.

Daß er es ist, daß es nicht die Natur ist, der die Schwindsüchtigen diesen unerschöpflichen Trostquell zu verdanken haben, das sehen wir an

einer andern Klasse von Kranken, die dieser neuen Gottheit dienen.

Gewisse Triebe, die sie einflößt, und die man izt kein Bedenken trägt zu befriedigen, weil sie uns sonst nicht gegeben wären, wenn wir sie nicht befriedigen dürften, haben nur gar zu wohl bekannte Folgen für die Gesundheit und Gestalt. Diese Personen, wenigstens die vom männlichen Geschlechte, haben nach ihrer Genesung selten die tröstliche Ueberzeugung, daß sie vollkommen geheilt sind, und nichts mehr zu fürchten haben. Sie quälen sich und ihren Arzt unaufhörlich mit den ängstlichsten Besorgnissen, und der marternde Gedanke, daß ein verzehrendes Feuer noch unter der Asche glimmt, und bey dem ersten Anlaß wieder auflodern kann, verbittert alle ihre Freuden.

Sobald als ihnen das geringste fehlt, wäre es auch nur ein Hitzblätterchen, ist alles bey ihnen in Bewegung. Jede Blatter drohet Geschwüre, jeder Schmerz Knochenknoten und so weiter. Und da sind sie in einer Unruhe, die kein Arzt völlig heben kann.

Vergebens predigt man ihnen, daß sie doch noch immer eben so wohl andern Krankheiten unterworfen sind, als sie vorher waren; daß sie eben so wohl, als alle übrigen Sterblichen, sich erkälten, oder den Magen verderben, oder scharfe Säfte zuziehen können: und daß beides, die Krankheit

heit und die Kur, die sie ausgestanden haben, ihren Körper noch hundertmal mehr empfänglich dazu gemacht hat. Der Trost ist bey ihnen verloren. Sie trauen den Einsichten oder gar der Redlichkeit des Arztes nicht mehr, irren von einem zum andern, hören den Stümper, der noch Gift-Reliquien wähnt, mit dem peinlichen Behagen eines Eifersüchtigen, und geben sich der Raubgier preis.

Zuweilen treiben sie ihre Besorgniße bis zur lächerlichsten Ausschweifung. Schon vor 50 Jahren hat ein Arzt einen Unglücklichen dieser Art gesehen, der tagtäglich seine Nase beschauete, und diesen Theil durch dies Forschen nach Geschwüren u. s. w. so mißhandelte, daß er ganz monströs ward. Den nemlichen Fall habe ich hier in Kopenhagen auch gesehen. Ein Mann glaubte in seiner Nase den Ausbruch eines nicht recht getilgten Uebels zu bemerken, machte sich eine Art von Nasenschraube und schrob sie so gewaltsam, daß er in einem zweyten Spiegel die Gestalt der Sachen sehen konnte. Darüber ward auch diese Nase ganz gigantesk: und was die Wirkung seines unvernünftigen Zerrens und Schraubens war, mußte nun die Frucht eines wieder aufgelebten Giftes heissen.

Kurz: von allen eingebildeten Kranken sind diese die unheilbarsten. Die Furcht, ja die Ueberzeugung daß sie nicht aus dem Grunde geheilt sind, folgt ihnen als ein Schatten, und ruhet auf ihnen als ein Fluch.

Sollte dies nicht auch eine Strafe seyn? Wenn ein Langhans von den Lastern, die sich selbst strafen, ein ganzes Buch geschrieben, und die Folgen der Unzucht so ausführlich angegeben hat; so sollte er doch auch auf dieses höchstempfindliche Büßen mit gesehen haben.

Von

Von der Erleuchtung der Zimmer.

Je mehr man die Natur studiert, je mehr man die wahren Bedürfnisse des Menschen, und das, was der Schöpfer ihm zum Behuf derselben angedeihen läßt, untersucht, je stärker wird man gerührt und durchdrungen von dem Gefühl der recht väterlichen Liebe dieses Schöpfers gegen das undankbarste Geschlecht. So wie ein guter Vater alle seine Kinder gleich lieb hat, für alle mit gleicher Zärtlichkeit sorgt, und von einer jeden Gabe jedem sein Theil bescheidet; so weiset auch der Vater im Himmel die anbetenswürdigste Unpartheylichkeit gegen alle seine Kinder. Das lehrt die Schrift an vielen Stellen, deren Schönheit und Stärke ihrer heiligen Verfasser würdig sind, und das Moderne so sehr überstrahlen, als die Sonne die Johannswürmlein. Und eben das lehrt die Natur in ihrer stummen Sprache; sie bezeugt die gleich ausgetheilte Liebe ihres ewigen Schöpfers; sie zeigt in tausend Beyspielen, daß er dem Armen und Geringen, dem die Süßigkeiten des Lebens fehlen, diesen Mangel durch Vortheile ersetzt, die der Mächtige und Reiche entweder nicht haben oder nicht nutzen kann.

Andere mögen der Wahrheit die Ehre thun und die verschiedenen Seiten zeigen, von welchen der Bauer und Tagelöhner dem Großen beneidenswürdig erscheinen muß; der unterhaltende Arzt bleibt

bleibt in seinem Fache, bey dem was zur Gesundheit gehört. Aber auch hier öfnet sich ein weites Feld von den lehrreichsten Betrachtungen.

Wie viel gibt es wohl von dem, was Hoheit bezeichnen, Reichthum erheben und Macht verkündigen soll, das nicht dem Leben und der Gesundheit schade, wenigstens dem rechten Genuß des Lebens und der Gesundheit nachtheilig sey? Werden nicht alle Herrlichkeiten dieser Welt, die am meisten dienen den Hochmuth zu kitzeln, der Gemächlichkeit zu schmeicheln, die Wollust zu körnen, auf Kosten des Wohlbefindens, der Kräfte, der Lebensjahre erkauft?

Nur ein Exempel wollen wir diesmal anführen. Dies ist ein Artikel des Wohllebens, der Größe, der dem ersten Anschein nach eben so unschuldig als behaglich ist: die kostbare und helle Erleuchtung der Zimmer. Von Lichtkronen, die mehr Arme haben als Briareus, von Wandleuchtern und Tischleuchtern kann nun der unersättliche Vielfraß, die Mode, nicht genug bekommen. Nicht genug, daß Pracht und Glanz in Gerichten und Geschirren, in Tapeten und Geräthe, in schwarzen und weissen Aufwärtern gewiesen wird; man muß sie auch in dem künstlichen Sternlichte, in der Erleuchtung der Zimmer zeigen. Es muß überall helle seyn, kein Schatten, keine Düsterheit muß in der Wohnung der Freude gefunden werden. Licht hat man von oben und von allen Seiten im Ueberfluß; und der glatt gebohnte Fuß-

boden

boden wirft den Schein zurück, damit ja kein großes Paar Schnallen unbemerkt und kein kleines Paar Füße unbewundert bleibe, kein Verdienst verkannt werde.

Wenn nun dies Zeichen der Herrlichkeit nur den wirklich Hohen eigen geblieben wäre; wenn nur noch in Schlössern und Pallästen Tageslicht und Sonnenglanz nachgeahmt würde; so hätte weder ein medicinischer noch irgend ein anderer Sittenprediger viel dawider einzuwenden. Denn dem Großen, der es von Geburt ist, kann kein Zimmermann und kein Rousseau besser sagen, wie entbehrlich, nichtig und beschwerlich diese grande parure der Zimmer ist, als er das selbst schon weiß und fühlt. Die Herrschaften selbst haben weder Geschmack noch Behagen an diesem geborgten Glanz, worin sich der bürgerliche Edelmann so gütlich thut, als der Seehund im Sonnenschein. Alle diese Pracht, die der geringe Unterthan für irrdische Seligkeit hält, und die der Mittelstand den Hohen beneidet, wenn er sie nicht nachäffen kann, macht den Erhabenen, dem sie zukömmt, weder stolz noch glücklich. Nur der Sohn des Glücks, der nicht in diesem Element gebohren war, wird davon moralisch krank, schwillt und schwindelt, wie denn überhaupt die ungesunden Länder den Fremden gefährlicher sind, als den Eingebohrnen.

Die

Die armen Großen, wenn ich den Ausdruck wagen darf, müssen vieles thun, was sie gerne bleiben ließen. Die heutigen Erdengötter sind eben sowohl einer höhern Macht unterworfen, als ihre uralten Vorfahren: zu Jupiters Zeiten war es das Schicksal; izt ist es bald die Politik, und bald die Etiquette. Beide lachen der Sittenlehre und der Arztneykunst. Die Etiquette gebeut, daß es in den Sälen Licht werde; und siehe, Millionen Strahlen kreuzen durch einander, prallen von Glas auf Glas, von Spiegel auf Spiegel, bis daß das Auge blöde und die Brust zu enge wird. So gebeut sie; und die Arztneywissenschaft muß schweigen.

Aber so viele Ehrerbietung der Arzt auch für die Etiquette haben muß; so wenig bedarf er der Mode zu schonen. Also werde ich auch den Mißbrauch der Erleuchtung in bürgerlichen Häusern, ohne Barmherzigkeit, nach aller Strenge der Pathologie abstrafen.

Kund und zu wissen, demnach, allen Standespersonen aus der Klasse vel quasi, und dem ganzen Stamme der Pilze, der Gerngroßen, der Would-be, der Richards u. s w. daß sie sich, so lieb ihnen Augen und Gesundheit sind, aller übertriebenen Zimmer-Erleuchtung zu enthalten haben, es sey denn, daß sie von jedem Schock brennender Lichter für jeden Gast wollen eins auslöschen lassen. Auch müssen für jedes Paar Tänzer, die englisch tanzen, noch oben drein ein Licht

und

und für jedes Paar Walzer zwey ausgelöscht werden. Für die Musikanten geht eine ganze Lichtkrone ab. In einem Tafelzimmer muß für jedes warme Gericht ein Paar Lichter ausgehen, für eine Schüssel Kraftgenie von Wild oder Geflügel drey u. s. w.

Ernsthaft zu reden: viele brennende Lichter in einem Zimmer sind nicht nur dem edeln und unentbehrlichen Sinn des Gesichts nachtheilig, sondern gereichen auch, zumal wenn die frische Luft keinen freyen Zugang hat, dem Athemholen zum wesentlichsten Schaden.

Von der schlimmen Wirkung, die das viele Licht auf die Augen haben muß, wollen wir ein andermal reden; izt betrachten wir nur die von den vielen brennenden Lichtern zu befürchtende Verderbniß der Luft, die man einathmen, und die unsern Körper erquicken und von bösen Dünsten reinigen soll.

Priestleys und anderer Naturforscher Versuche beweisen, daß ein brennender Körper, also auch ein brennendes Licht von allerley Art, eine Menge von brennbarem Wesen oder Phlogiston von sich gibt, welches denn von dem nächsten Luftkreise aufgenommen wird, und, wofern dieser keine Erfrischung erhält, in selbigem sich sammelt; — daß eine solche mit Phlogiston geschwängerte Luft ihre Masse, Elasticität und Brauchbarkeit zum Athemholen, zur Abspülung und Erquickung der

Lungen, in einem so hohen Grade verliert, daß die Flamme eines einzigen Lichtes in einer Minute 16 Pfund Luft verzehrt, wenn alle Gemeinschaft mit der frischen Luft gesperrt ist; — daß diese Verzehrung und Verderbniß der Luft zuletzt auch in die entfernteren Kreise übergeht; — daß also die Luft in einem Zimmer um so viel gewisser, und in um so viel größerer Strecke und Maaße, zum Athemholen unbrauchbar wird, je mehrere Lichter darin brennen, und je mehr selbige verbreitet sind; — daß eine solche mit brennbarem Wesen angefüllte Luft auch dadurch ungeschickt wird, die Flamme eines brennenden Lichts zu nähren und in Lebhaftigkeit zu erhalten, und daß deswegen in einem Zimmer, wo viele Lichter brennen, und keine hinlängliche Erfrischung der Luft statt findet, diese Lichter schlechter brennen und einen matten Schein geben; — daß dies matte Brennen eines Lichtes in einem Zimmer ein Zeichen ist, daß die Luft daselbst zum Athemholen nicht geschickt sey; wie denn auch ein Jeder an einem solchen Orte mehr Mühe haben wird, Athem zu schöpfen; wohl zu verstehen, unter übrigens gleichen Umständen.

Wenn man nun bedenkt, daß ein Hauptnutzen des Athemholens dieser ist, daß die Lungen der eingedrungenen frischen Luft ein aus dem Blut ihrer Gefäße ausdünstendes brennbares Wesen mittheilen, diese nun aber nicht mehr frische, sondern gleichsam zu einer Art von Spülwasser gewordene Luft, wieder aus den Lungen herausgetrieben

trieben wird und einer frischen Platz machen muß; so sieht man wie das zugeht, daß eine von vielen brennenden Lichtern mit Phlogiston erfüllte Luft dem gesunden Athemholen zwiefach nachtheilig ist. Erstlich verliert diese Luft ihre Elasticität, kann also die Lungen nicht nachdrücklich genug erweitern: und dann leidet das Athemholen und alles was von der Freyheit dieser Function abhängt. Und demnächst kann eine solche Luft nicht so viel Phlogiston aus den Lungen annehmen, und, so zu sagen, wegschaffen, als zu deren Entladung und Erquickung nothwendig ist.

Daraus erhellet also, daß der Arme und Geringe, dabey, daß er keine Erleuchtung seiner Hütte anstellen, und diese nicht genug vor dem Eindringen der frischen Luft verwahren kann, gar nichts verliert; daß er vielmehr in diesem Betracht glücklicher ist, als der Große; und daß der Aufwand, der auf dies Unterscheidungszeichen der Hoheit gewandt wird, nur dazu dient, fürstliche Zimmer, abseiten der Gesundheit, Krankenstuben, Spitälern und Gefängnissen ähnlich zu machen.

„Was höre ich!“ ruft hier ein Höfling. „Fürstliche Zimmer mit Spitälern in Vergleichung zu setzen. C'est une satyre empestée!“

Aber warum nicht? Warum wäre denn das so ungereimt? Ist nicht ein Fürstenhof und sein Gesinde voller moralischer Gebrechen? Der Ehrgeiz ist ja da endemisch. Schwaches Gedächtniß ist von jeher eine Krankheit der Hofschranzen ge-

wesen. Sausen vor den Ohren und Nebel vor den Augen ist ein Morbus principum. Sollicitanten sind die Leichdörner der Minister.

Jedoch, alle Gleichnisse hinken, zumal wenn erst Leichdörner mit ins Spiel kommen. Mein Endzweck war, zu beweisen, mit einem recht schimmernden Beyspiel zu beweisen, daß der Allerhöchste die wesentlichen Bedürfnisse der Glückseligkeit mit väterlicher Unpartheylichkeit austheilt, und daß der geringste Erdensohn aus seiner milden Hand eben so manche unschätzbare Gnadengabe empfängt als der Erdengott. Luft, frische reine Luft, ist fast noch mehr als täglich Brod. Diese schenkt er dem Bauern und dem Bauern-Nabob in gleichem Grade. Der elende Leibeigne genießt ihrer in voller Maaße; denn er bringt seine meiste Zeit im Felde zu. Aber die gnädige Herrschaft spart weder Geld noch Fleiß, die reine, gesunde, erquickende Luft in Dunst und Gift zu verwandeln. Der Gutsherr bedauert, so viel als ein Gutsherr bedauern kann, den armen Bauern, der mit Weib und Kind, und Knecht und Magd, und Hund und Katze in einem Loche liegt. Er bedenkt nicht, daß seine Wachslichter, und seine Hasen und Schnepfen, und sein Potpourri u. s. w. die Luft bey ihm eben so ungesund machen, als der Bauer mit seinem zwey und vierbeinigten Hausgesinde. Giftig ist sie an beyden Oertern: der Unterschied liegt im Geruch.

Auch ein Wörtlein vom gemeinschaftlichen Kelch.

Aw'd not by fear, by prejudice not ſway'd,
By faſhion led not, nor by whim betray'd,
By candour only biaſs'd J ſhal dare
To view, and judge, and ſpeak things as they are.

FIELDING.

Daß in den gegenwärtigen Zeiten auch das Abendmal würde unter Reformation kommen, war zu vermuthen; daß aber Aerzte von Seiten der Kunſt den erſten Angriff darauf thun würden, das hätten nun wohl wenige erwartet. Da man doch gar bald den Verſöhnungstod Jeſu auſſer allen Werth ſetzen wird, um die erſte apoſtoliſche Kirche wieder herzuſtellen, wiewohl freylich die Apoſtel von dieſem Verſöhnungstode Jdeen gehabt haben, die ſie nicht hätten haben ſollen, wenn ſie von der Sache ſo gut unterrichtet geweſen wären, als wir es natürlicher Weiſe nun, achtzehentehalb Jahrhundert ſpäter, wohl ſeyn müſſen; ſo hätte man lieber ſo lange zu dem mediciniſchen Unheil, das aus dem gemeinſchaftlichen Kelch fließt, die Augen zuthun mögen, biß daß es alles geſchehe, oder wenigſtens biß Herr Maſius, Correſpondent der Gelehrten, den uns die Allgemeine Deutſche Bibl. ſo rühmlich kennen lehrt, ſein großes Coalitions-Werk oder das katholiſch-

protestantische Amalgama zu Stande gebracht hätte, als in welchem Proceß der Kelch der Layen wahrscheinlicher Weise einer von den Artikeln seyn wird, die die Evangelischen mit Freuden weggeben werden, um — gar nichts wieder zu bekommen.

Ohne Zweifel muß die Gefahr, die man in dem gemeinschaftlichen Kelch für die Gesundheit des protestantischen Menschengeschlechts gefunden hat, vielen von unsern izigen erhabenen Geistern,

De tout ce qu'on révère, audacieux frondeurs,
Pleins de crédulité pour des faits ridicules,
Et sur tout autre objet sottement incredules,

stark eingeleuchtet haben. Und dann werden auch so viele Unreine, die künftighin nicht nöthig haben, ihre eignen Thorheiten zu gestehen, sondern sich nur gerade weg auf diese Quelle der Ansteckung berufen dürfen, den Verfechtern dieser ganz neuen Lehre Dank wissen. Wie tröstlich! Wenn die Rede davon ist, ob der Susannenbruder nicht sollte ein Mädchen besucht haben; so kann es nun heissen, er habe es beym Abendmahl bekommen. Ach Herr das theure Nachtmahl dein muß izt der Hurer Deckel seyn!

O meine Leser, verzeihet menschlicher Schwachheit, verzeihet mir, wenn ich über diese Gräuel mich einen Augenblick freue! Ich müßte ein Engel

gel seyn, wenn ich es nicht thäte. Höret und urtheilt, und erkennt daß alles vergolten wird.

Ich habe geschrieben, daß ein gewisser Zufall, der die gewöhnlichste Folge eines Umganges mit unreinen Weibsbildern ist, nicht die eigentlich sogenannte Lustseuche erzeuge. Ich habe gesucht darzuthun, daß jener Zufall nicht so, wie diese letztere Krankheit, müßte mit Quecksilber behandelt werden. Ich habe dies in der besten Absicht gethan, nemlich um der Quacksalberey und der schnödesten Gewinnsucht manchen Raub zu entziehen: und ich weiß, daß ich mir nie, unlautern Entzwecks oder unüberlegter Behauptung wegen, den geringsten Vorwurf werde machen können. Nie habe ich behauptet, daß der gedachte Zufall eine Kleinigkeit und von gar keinen Folgen wäre: nie habe ich geläugnet, daß ein Gift im Körper bleiben und der Gesundheit höchstnachtheilig werden könnte.

Gleichwohl hat mich ein Schüler des Mannes, der izt wider den gemeinschaftlichen Kelch eifert, wegen jener neuen Lehre auf das wütendste und giftigste angegriffen, hat mich mit einem Herostratus und Cartouche verglichen, und hat in einer deutschen Uebersetzung dieser Schmähschrift meinen Namen neben dem der gedachten Krankheit auf den Titel gesetzt. Weiter ist Privatgroll in gelehrten Sachen doch wohl noch nicht gegangen, größerer Unanständigkeiten und mehr revolti-

render Schändlichkeiten hat sich doch wohl noch kein anderer Schriftsteller im H. R. R. schuldig gemacht.

Mir hat diese schnöde Rache weder an Gesundheit noch Kredit den geringsten Schaden gethan: ich bin, von dieser Seite, Personen gleich geworden, mit denen ich mich sonst nimmermehr, nicht einmal in Gedanken, vergleichen darf. Wenn ich alle Exemplare der gedachten Schmähschrift vertilgen könnte; so thäte ich es nicht. Sie soll ihrem Verfasser zum ewigen Brandmark existiren: man soll daran einen Beweis sehen, wie weit niederträchtige Rachsucht gehen kann.

Den Mann, der sich als den Vater dieses literarischen Scheusals angegeben hat, habe ich nie beleidigt; er muß nur für seinen Lehrer und Gönner gefühlt haben, mit welchem ich wegen einer Recension in eine Fehde gerathen war; eine Fehde, deren es hundert gibt, die mit aller Bitterkeit doch in gewissen Schranken bleiben, und worin nur Galle mit Galle erwiedert wird. Der Mann der mich, für seine Person ungereizt, auf das schändlichste hat besudeln wollen, ist todt. Friede sey mit seinem Schatten! Er hat es gewiß bereuet; denn er soll an der Schwindsucht gestorben seyn; und die Krankheit verstattet Zeit zum Nachdenken. So vergebe mir Gott, wie ich ihm noch bey seinem Leben vergeben habe!

Aber der Lehrer dieses Mannes ist es, der auch izt den Kelch beym Abendmahl für eine mögliche

liche heimliche Quelle der abscheulichsten Seuche erklärt; der tausend Protestanten in Ansehung des heiligsten ihrer Gebräuche, in einen panischen Schrecken setzt; der sie vor den Gefahren bey dem Blute Christi am Tisch des Herrn schaudern macht! Und das ohne andern Grund als Möglichkeiten, Hirngespinste, höchstens alte Wundergeschichten, ohne alle neuere, glaubwürdige, unverwerfliche Zeugnisse!

O ihr Edeln und Biedern, urtheilt nun in dieser Sache! Wenn der Arzt, der sich bemühet zu zeigen, daß aus einem gewissen Zufall nicht die wahre Seuche folge, die man daraus hergeleitet hat, deswegen ein Herostratus und ein Cartouche heissen soll; welche Namen hat denn derjenige zu erwarten, der behauptet, daß es unsicher sey, bey öffentlichem Abendmahl aus dem Kelch zu trinken? Daß man mit dem Blute Jesu einen schrecklichen und körperlichen schändlichen Gift einsaugen könne? Wer verdient den schärfsten Tadel, um nicht zu sagen, die gröste Verabscheuung, zumal wenn Jener nicht nur Gründe, sondern auch Zeugen und Thatsachen für sich hat, Dieser aber entweder alte zweydeutige Beobachter anführt, oder gar aus der Luft hascht?

Der übrigens verdiente Mann muß mir dies nicht übel nehmen. Ich bin mir selbst am meisten schuldig: ich wäre unbillig gegen mich selbst, wenn ich nicht das Publikum auf diese Begebenheit aufmerksam machte, und ihn selbst nun früge, was

er izt zu jenem schändlichen Verfahren seines Schülers sagt, ob er wohl an den Herostratus und Cartouche gedacht hat, als er auch wider den gemeinschaftlichen Kelch schrieb, und tausenden auf die unverantwortlichste Weise ein dauerhaftes, ja untilgbares Aergerniß gab.

Nach dem, was ein Leß und ein Tralles über diesen blinden Lärmen geschrieben haben, noch Gründe anführen zu wollen, wäre unverzeihliche Eitelkeit. Nur so viel muß ich der Wahrheit zur Steuer gestehen, daß ich noch nie von der geringsten Spur einer solchen Ansteckung gehört habe: und daß ich izund mehr als jemals überzeugt bin, daß recht sehr-viel, nemlich innige Berührung, dazu gehöre, wenn ein gewisses schreckliches Uebel von den Kranken auf den Gesunden übergehen soll. Die Histörchen von den Ansteckungen durch einen dritten Körper, zumal Trinkgeschirre, sind gröstentheils von demselben Werth, als die Hexenprocesse.

Ueberhaupt ist in der ganzen Lehre von der Ansteckung noch viel Uebertriebenes und Fabelhaftes. Und wenn sogar der Kelch beym Abendmahl Ansteckung verbreiten kann; so müßte bey so vielem andern unvermeidlichen gemeinschaftlichen Gebrauch von Tisch- und Trinkgeschirren, Betten und Kleidern, Speisen und Getränk, alles voller Seuche seyn.

Mit gleichem, ja größerm Rechte könnte man uns noch vor Brod und Wein und Bier, und Fleisch und Fisch, bange machen; denn wie leicht kann nicht eine ungesunde Person diesen Nahrungsmitteln ihren Gift mitgetheilt haben?

Auf die Möglichkeit, daß Beckergesellen die Lustseuche haben und diese dem Brod einkneten können, gründete ein gewisser Arztneykrämer den Rath, daß männiglich sein Nostrum kaufen möchte, um ein mit dem Brodte in den Körper geschlichenes und darin das strengste Incognito beobachtendes Gift auszurotten.

Ganz gewiß hat es seinen großen Nutzen, Hohe und Niedrige auf die Gefahren, denen Gesundheit und Leben ausgesetzt wird, aufmerksam zu machen, und den diätetischen Sündern die pathologische Hölle zu zeigen. Aber wir müssen dabey wohl überlegen, ob wir nicht damit mehr Unheil als Nutzen stiften. Seinen Nebenmenschen vor Dingen, deren er nicht entbehren kann, vor Dingen, die er als Gnadenmittel und Versöhnungssiegel verehrt, die seiner Seele den herrlichsten Trost und die seligste Hofnung gewährten, für das Abendmahl selbst angst und bange zu machen, das ist unverantwortlich, das sollte die Obrigkeit ahnden. Das ist eine Aufklärung, als wenn mir Jemand das Haus anstecken wollte, damit ich sehen könnte was ich suchte.

So machen es viele von unsern neuern Reformatoren: sie beschäftigen sich mit Subtilitäten und lassen die gröbern, die himmelschreyenden Misbräuche wie sie sind. Nur dann erst, wenn man mit der Charlatanerie der Aerzte selbst, mit Quacksalbern and desgleichen wäre fertig geworden, sollte man zum Abendmal kommen. Nun macht man es aber wie so mancher ehrlicher Handwerksmann, der die klaren Gebote des Christenthums aus den Augen setzt und sich mit der Offenbarung Johannis den Kopf zerbricht.

Uebrigens kann ich dem deutschen Leser melden, daß viele Geistliche in Dännemark das, was im Almanach für Aerzte ist angerathen worden, längst im Gebrauch gehabt haben. Sie drehen den Kelch jedesmal ein wenig um, wenn einer getrunken hat, und da dies nach jedem Male ohne Ausnahme, auch mit dem besten Anstande geschicht, so findet kein Mensch dies anstößig.

Vielleicht könnte man es mit dem Kelch machen, wie es vor mehrern Jahrhunderten mit Tafelbechern Gebrauch gewesen. Wir haben in der dänischen Kunstkammer den Becher, dessen sich die nordische Semiramis, die Königinn Margaretha, bedient hat. Er ist geriffelt, und an jedem Segment gezeichnet, so daß jede Person, die die Gnade hatte, Ihrer Majestät Bescheid zu thun, sehen konnte, wo sie den Mund anzusetzen hatte.

Neues bequemes Mittel, Gewächse zu vertilgen.

Daß sich in einem liebenswürdigen Antlitz, an einem bezaubernden Busen, ein neidischer Knoten, ein mißgünstiges Gewächs einfinden kann, um den Liebesgöttern das Spiel zu verderben und die Anbeter zu verscheuchen, ist nur gar zu bekannt. Wie viel Mühe der Wundarzt hat, solche Freudenstörer wegzuschaffen; wie selten sich dies ohne eine schmerzliche Operation thun läßt, weiß man auch.

Für eine solche unglückliche Schöne kann es nicht gleichgültig seyn, ein Mittel zu erfahren, dessen man sich mit dem besten Erfolge bedient hat. Ein Freund, der Hr. D. und Land-Physicus Müller zu Scheen in Norwegen hat es versucht, und mir bekannt gemacht.

Nachdem er bey einem Nuß großen Gewächs an der Seite der Nase alle gebräuchliche Aetzmittel vergeblich angewandt hatte, und wegen der breiten Basis des Gewächses an kein Unterbinden, so wie wegen der unüberwindlichen Furcht der Kranken an kein Wegschneiden zu denken war, gerieth er auf den Gedanken, mitten auf dieser unangenehmen Erhebung ein Fontanell anzubringen. Die dadurch erregte Vereiterung verzehrte das Ganze in kurzer Zeit, und es blieb eine gar nicht verunzierende Narbe, wie nach einer Blatter zurück.

Unläugbar verdient dieser Versuch Nachahmung. Unter der Behandlung eines geschickten Wundarztes wagt man nichts dabey; aber einem Stümper muß man sich in solchen Fällen nicht anvertrauen.

Vielleicht liesse sich dies Mittel auch auf diejenigen Muttermäler anwenden, die den gewöhnlichen Aetzmitteln nicht weichen wollen.

Vom diätetischen Spatzieren.

Vom Spatzieren, als einer Leibesbewegung, wodurch die Gesundheit bewahrt oder wiederhergestellt werden kann, ist von mehrern, sowohl belehrenden als unterhaltenden Aerzten schon alles wissenswürdige gesagt, aber unläugbar auch von vielen meiner Leser entweder wieder vergessen, oder gar nicht einmal gelesen worden. Ich kann also wohl diese wichtige Materie noch einmal abhandeln, zwar nicht als Docent, aber doch als Repetent.

Ein jeder Spatziergang, den man zum Behuf der Gesundheit anstellt, muß dreyerley Nutzen gewähren: Bewegung des Leibes, frische Luft, und Zerstreuung des Gemüths. Alle diese Vortheile, die zumal dem, der lange hat sitzen und den Kopf brechen müssen, gleich nöthig und heil-

sam

sam sind, müssen in einer wahren Gesundheits-Promenade vereinigt seyn.

Was die Leibesbewung anbetrift, so ist sie in vielen Absichten höchsterspriesslich. Sie erleichtert die Theile, die eine Zeitlang sind gebogen oder geklemmt gewesen. Sie setzt die Muskeln, die durch anhaltende Unthätigkeit träge und unbequem geworden sind, in Arbeit und Lebhaftigkeit. Sie verschaft dem Blute eine freye Fahrt durch alle Theile des Leibes, und verhütet dadurch, daß es sich nicht in gewissen Theilen ansammelt und in Stockung geräth, wie im Unterleibe nur gar zu leicht geschicht. Sie befördert den Uebergang der eingesogenen Feuchtigkeiten ins Blut, dessen Hindernisse so manche Geschwulst verursacht. Sie bewirkt eine eben so gleiche als hurtige Austheilung des Nervensafts, der Nervenkraft, der Lebensgeister, wie man das Ding nun nennen will, durch alle Werkzeuge der Empfindung und Bewegung. Sie gibt dem Magen und den übrigen der Verdauung gewidmeten Theilen, neue Kraft. Mit einem Worte: sie belebt und stärkt alle feste Theile, und bearbeitet und zertheilt alle flüßigen, welche von gar zu langer Ruhe, oder zwangvollen Stellung zu viel gelitten haben.

Die Luft zu verändern, einen reinen Dunstkreis zu suchen, ist für den der eine Zeitlang in einem Zimmer zugebracht hat, ebenfalls höchst-

noth-

nothwendig, zumal wenn die liebe frische Luft davon ausgeschlossen gewesen. Von dem Saale des Fürsten biß zu der Hütte des Bauern ist jede Wohnung der Menschen ungesund, hat eine unreine, eine giftige Luft. Menschenathem, dieser wahre, obgleich schwache Gift, füllt Hütte, Zimmer und Saal. Die Ausdünstungen der Wände, des Fußbodens, der Decke, der Oefen, der Geräthe kommt dazu. Die Hitze der Sonne macht die Fensterscheiben zu einer Art von Brenngläsern. Wo kein Sonnenlicht hinkommen kann, da gibt es heimliche Dünste. Die Luft, die von Zeit zu Zeit eindringt, behält nicht ihre Reinigkeit und erfrischende Tugend, wenn sie einmal im Zimmer ist, und mit allen jenen Ausdünstungen vermischt wird.

Nun kann, wie anderswo gesagt worden, kein Mensch lange in der Luft gesund bleiben, worin er Athem schöpft, sofern diese Luft nicht immer erfrischt wird: denn sonst athmet er dieselbigen Dünste wieder ein, deren die Lungen sich entlediget haben.

Woher diese giftigen Ausdünstungen kommen, was Speise und Trank dazu beytragen, davon ist izt nicht der Ort zu reden. Genug, daß die Luft die wir einathmen unter andern, ja hauptsächlich als ein Fluidum angesehen werden muß, das jene Ausdünstungen gleichsam einsaugt und wegspült. Wer also überhaupt ein Freund der Reinlichkeit ist, und sich mit Vergnügen fleißig

wäscht, der thue auch seinen Lungen denselben Dienst: in die frische Luft gehen, ist soviel als die Lungen auswaschen.

Daß dadurch Körper und Kleider von allerley eingesogenen Dämpfen u. s. w. gereinigt werden, bedarf ich wohl nicht zu sagen.

Eben so wichtig, als die Bewegung des Leibes und die Erfrischung der armen Lungen ist, eben so nöthig und wohlthätig ist auch die Zerstreuung des Gemüths.

Daß den Verstandeskräften nichts nachtheiliger seyn kann, als wenn sie lange auf einerley Gegenstand gerichtet und zu einerley Arbeit gebraucht werden, ist bekannt. Man glaubt aber wohl nicht, wie sehr auch der Körper davon leidet. Dieser nimmt immer den lebhaftesten Antheil an dem Wohl und Weh seiner Bewohnerin, und sie wieder an dem seinigen.

Daher sieht man auch, daß Kopfweh und körperliche Abmattung die Folge davon sind, daß man den Verstand zu lange angreift, und die Gedanken immer mit einem Dinge beschäftigt, wenn dieser Gegenstand nicht etwa ein geliebtes Mädchen oder auf andere Art unterhaltend ist. Diese Folgen des Kopfbrechens pflegen auch bald zu verschwinden, wenn man das Gemüth zerstreuet.

Bey Einigen kann diese Zerstreuung nicht statt finden, wenn sie nicht aus dem Hause kommen und einen Spatziergang thun; Andere brauchen nur an ihre Drechselbank oder Schreinerarbeit zu gehen. Wenige Sterbliche haben die Gabe, sich durch den

Uebergang von einer Kopfbeschäftigung zur andern Zerstreuung zu verschaffen, und im Studieren Aufmunterung nach dem Studieren zu finden.

Wie muß nun aber ein Spatziergang beschaffen seyn, der alle diese drey Vortheile vereinigen soll?

Erstlich muß er nicht zu viel ermüden. Strapazen müssen nicht Motion heissen: ein Fehler, der gar zu öfters begangen wird. Der Spatziergang aber wird auf fünferley Weise ermüdend: wenn man ihn zu weit treibt; wenn man nicht darnach gekleidet ist; wenn man eine andere Person schleppt; wenn der Weg uneben ist; und wenn die Schuhe drücken. Wir wollen dies Stückweise betrachten.

So lange und so stark zu gehen, biß daß man in einen Schweiß geräth, kann in manchen Fällen gesund seyn, und ist allerdings dem Jüngling anzurathen, der seinen Körper abhärten will. Aber der Erwachsene, der seine Kräfte schonen, und dem Erhizzung und Erkältung nicht mehr so gleichgültig seyn muß, ist das nicht anzurathen, es sey denn daß er von Jugend auf, wie ein Bergschotte dazu gewohnt wäre.

Was junge Leute anbetrift, so ist es wohl der Mühe werth, in diesem pädagogischen Jahrzehend ein Wörtlein von ihren Leibesübungen überhaupt zu sagen.

Allerdings dient Leibesbewegung zur Ausbildung des Körpers, zur Entwicklung der Theile, zur Uebung und Stärkung der Glieder, u. s. w. wie oben

angeführt worden. Freylich wird der Knabe und der Jüngling dadurch wohlgebildet, munter, flink, hurtig und stark. Aber an der andern Seite hat auch der wachsende Körper verhältnißmäßig mehrere, weit mehrere Kräfte, als derjenige der schon sein Wachsthum hat. Darum haben Krankheiten so viele Wirkung auf Personen, die noch keine zwanzig Jahre alt sind: und eben darum können junge Leute keine strenge Diät ertragen.

So sehr es also zu rathen ist, daß Knaben und Jünglinge sich mit Spatzieren, Reiten, Fahren und andern Leibesübungen beschäftigen, damit sie hart und doch biegsam, kek, stark und gesund werden; damit sie der unschuldigen Freuden des Lebens in voller Maaße genießen, dem Vaterlande nützlich und ihren Vorfahren ähnlich werden können; damit sie fest stehen, daß nicht jede rauhe Luft sie dem Arzt in die Arme wirft; damit sie dereinst in Natur und Kraft, an Leib und Sinn, das wirklich werden, was sie der Zahl der Jahre nach heissen sollen, nemlich Männer: — so sehr, sage ich, das zu rathen und zu wünschen ist; so wenig muß es auch dem jungen Körper, der sich durch Leibesbewegung abgemattet hat, an hinlänglichem Ersatz der Kräfte mangeln. Sich wie ein Athlet herum zu tummeln, und wie ein Cornaro zu essen, das taugt nicht. Doch davon mehr an einem andern Orte.

Heftige Leibesbewegung mit Spatzieren und desgleichen sind aber bey dem Erwachsenen schon nicht mehr so sicher, wenn er sonst im geringsten ge-

 schwächt

schwächt ist: und wie viele Personen in der großen Welt sind das nicht?

Nervenschwäche, Magenschwäche ist izt das erkannte Loos aller derer, die sich zu einer stillsitzenden Lebensart entweder selbst verdammen oder dazu verdammt werden. Auch so viele andere Modethorheiten tragen zur Entkräftung der Höflinge und Städter unendlich viel bey. Ist diese Schwäche schon weit gekommen, so kann die geringste Anstrengung der Kräfte schon matt machen: ja wenn der Magen nicht bey Zeiten sein beschiedenes Theil bekömmt, so möchte ein solcher Schwächling ohnmächtig werden.

Alle solche Leute müssen sich vor dem langen, erschöpfendem Spatzieren in Acht nehmen, und nicht glauben, daß eine gute Mahlzeit und andere Erquickungsmittel den Verlust der Kräfte gleich ersezzen können.

Die wahre Maaßgabe, wann ein Mann oder ein Frauenzimmer das Spatzieren abbrechen soll, ist die erste Empfindung einer Müdigkeit, und der erste Ausbruch eines Schweisses. Denn beides zeigt, daß es nun an Kräften anfängt zu gebrechen. Wer sich im Spatzieren und andern Leibesbewegungen vernünftig übt, wird finden, daß er immer mehr und mehr aushalten kann, ohne müde zu werden oder zu schwitzen. Jedoch, wer weiß nicht, daß der Kraftlose und Matte immer eher schwitzt als der Gesunde und Starke?

Pursued prolixly, even the gentlest toil
Js waste of health. Repose by small fatigue
Js earn'd: and (where your habit is not prone

To

To thaw,) by the first moisture of the brows.
The fine and subtle spirits cost too much
To be profus'd, too much the roscid balm.

ARMSTRONG.

Der Himmel verhüte, daß irgend ein Leser mich so verstehen sollte, als wenn Leibesbewegung überhaupt bey Schwächlingen bedenklich wäre. Es ist unwidersprechlich das vortreflichste Stärkungsmittel. Nur so viel will ich sagen, daß der Schwache es nicht übertreiben, nicht ganze Stunden Weges spazzieren, nicht, anstatt sich zu erquicken, sich abmatten muß: daß es ein großer Irrthum ist, wenn man glaubt, starke Leibesbewegung sey allen Menschen ohne Unterscheid dienlich, und wenn man vom Spatzieren Nutzen habe, so könne man nicht zu viel davon machen. Der Geschwächte soll sich bewegen; er mag sich auch recht viel bewegen; er mag Meilen gehen; aber er soll sich nach und nach daran gewöhnen. Alsdenn wird es ihn stärken und erfrischen.

Begin with gentle toils, and as your nerves
Grow firm, to hardier by just steps aspire.
The prudent, even in every moderate walk,
At first but saunter, and by slow degrees
Increase their pace.

Also muß man so spatzieren, daß man seine Kräfte spare. Aber man muß sich auch vor Erhitzung hüten, und zwar um so viel mehr, je schwächer man ist. Denn bey einem solchen Zustande haben die festen Theile überhaupt nicht gerne hinlängliche Kräfte der Gewalt der Säfte zu widerstehen.

Unter jeder Leibesbewegung wird das Blut lebhafter durch die Gefäße getrieben, kömmt geschwinder und in größerer Menge zum Herzen als sonst: dies Herz und die Adern haben also genug zu thun, um es in Ordnung zu halten. Zu gleicher Zeit entsteht von diesem stärkern Reiben stärkere Wärme. Dadurch wird das Blut ausgedehnt, nimmt einen größern Raum ein, und drängt sich dahin, wo es am wenigsten Widerstand findet.

Was hat also nicht derjenige zu befürchten, der einen schwachen Körper hat, wenn er die Leibesbewegung übertreibt, zumal wenn er sich nicht recht dazu gewöhnt hat?

When all at once from indolence to toil
You ſpring, the fibres by the haſty ſhock
Are tir'd and crack'd, before their unchious coats
Compreſſ'd, can pour the lubricating balm.
Beſides, collected in the paſſive veins,
The purple maſs a ſudden torrent rolls,
O'erpowers the heart, and deluges the lungs
With dangerous inundation, oft the ſource
Of fatal woes, a cough that foams with blood,
Aſthma and feller Peripneumony,
Or the ſlow minings of the hectic fire.

Wir kommen zu einer dritten schlimmen Folge eines übertriebenen Spatzierens, die jedoch nicht allemal statt findet, nemlich Erkältung.

Allen Schweiß bey Leibesbewegungen zu vermeiden, ist nicht wohl möglich, zumal bey jungen und bey geschwächten erwachsenen Personen. Kleidet man sich leicht, so schwitzt man freylich nicht so viel; aber ist man einmal in Schweiß gerathen

und

und hat dabey keine hinlängliche Bedeckung, um den Schweiß warm zu halten, so ist die Gefahr der Erkältung um desto größer.

Am besten thut man, wenn man eine Mittelstraße hält, und sich weder so warm kleidet, daß man gleich in Schweiß kömmt, noch so dünne, daß die kalte Luft an die Haut dringen kann.

Junge Personen mögen sich aber, weil es noch Zeit ist, lieber ein wenig dünne kleiden, damit sie nachgehends, wenn das Alter herankömmt und die Kälte nun gar zu empfindlich ist, sich mit mehrern Kleidern versehen können, ohne so viele nöthig zu haben, als Kapitain Lux in Unzers Arzt. Hat man sich schon in der Jugend an dicke Futterhemden oder Brusttücher gewöhnt; so muß man in seinen alten Tagen eine Montirungskammer vorstellen.

Ueberhaupt hat es doch mit dem Erkälten so grosse Noth nicht, wenn man folgendes in Acht nimmt.

Erstlich stehe der warm und naßgewordene nicht stille an einem kühlen Orte, oder in einem starken Zuge, vor einer Pforte oder einem Gewölbe u. s. w. wo der Wind durchfährt.

Sollte uns ein Bolanus begegnen und uns am Rockknopfe festhalten; so ziehe man sein Messer, und schneide den Knopf weg, wie der Schiffer im Sturm sein Anker kappt.

Man sehe wohl zu, daß man sich an keinem Orte niedersetzt, den die Sonne nicht erst aufgewärmt hat, wenigstens auf keinen kalten Stein. Das hat einem

einem Edelmann, der sich auf der Jagd stark erhitzt hatte, denjenigen Theil des Körpers gekostet, den man zum Reiten nicht entbehren kann.

Wie gefährlich es ist, sich mit einem warmen, geschweige nassen Körper im Grünen schlafen zu legen, wenn man nicht von Jugend auf dazu gewöhnt ist, lehren nur gar zu viele Entzündungen des Unterleibes, die davon ihren Ursprung nehmen.

Nicht viel weniger Gefahr ist dabey, wenn man sich mit einem noch schwitzenden Körper an einem nicht warmen Orte dem Schlaf überläßt. So lange man wachend ist, entgeht man noch wohl der Erkältung; aber wenn man erst in Schlaf gefallen, so kann die geringste kalte Luftwelle eine lebhafte Ausdünstung stören.

Endlich hüte man sich, daß man bey sehr erhitztem Körper nichts eiskaltes trinke, woferne man nicht auch dazu gewöhnt ist.

Die Zeit verstattet mir nicht, alle übrige Erfordernisse zu einer Gesundheits-Promenade auf gleiche Weise abzuhandeln. Nur so viel muß ich noch sagen, daß alles Spatzieren bey Abendzeiten, und in der Nähe von stillestehenden Wassern vorzüglich schädlich ist.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tode, Johann Clemens,

Der unterhaltende Arzt über Gesundheitspflege, Schönheit ...

Bd.: Bd. 3

Kopenhagen 1786

Bamberg, Staatsbibliothek -- Hyg.o.100(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11699195-3
VD18 80098541-001